

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Leopold und Friedrich.

(Mit Abbildungen.)

An diese beiden Namen knüpfen sich für jeden guten Badener, und das sind ja alle Freunde des hinfenden Voten, mit Recht die ernstesten Worte und Betrachtungen, die ernstesten Erinnerungen und freudigsten Hoffnungen. Betreffen sie ja doch die liebe freundliche Heimath und deren gute oder böse Tage, betreffen sie ja doch ein Fürstenhaus, das seit Jahrtausenden über Badens Gauen und Geschichten mit Liebe und Treue und Weisheit gewaltet, ein Fürstenhaus, aus dessen edlemkräftigem Stamme zu allen Zeiten Männer hervorgegangen sind, die eine Zierde und ein Segen, nicht nur des engern Vaterlandes gewesen sind, sondern auch den Namen der Zähringer weit hinaus getragen haben auf den Flügeln des Ruhmes und der Ehre bis an die fernsten Grenzen des größern deutschen Vaterlandes. Bald unter den Fahnen deutscher Kaisermacht wider die innern Feinde eines großen einheitlich mächtigen Vaterlandes, bald als siegreiche Kriegshelden wider die Türken, bald als tapfere Führer wider die raubsüchtigen Schaaren französischer Könige, bald als eifrige aufgeklärte Freunde und Pfleger des Lichtes, der Wahrheit, der Wissenschaft, bald als väterliche treue Freunde ihres Volkes und unermüdlische Förderer seines zeitlichen Wohles, — überall, zu allen Zeiten begegnen uns von Alters her bis auf diesen Tag die Namen der Zähringer, hellleuchtend vor den meisten Fürsten ihrer Zeit. Nicht unter den Kriegshelden blutiger Schlachten aber suchen wir unsern am 24. April 1852 zu seinen Vätern heimgegangenen Großherzog Leopold, sondern bei denen, welche treu und redlich des Volkes Wohl befördert haben, nach dem Maas der ihnen gegebenen Kraft, bei denen, die ein warm schlagendes Herz in der Brust getragen haben für die Menschheit, und für jede edlere und schönere Regierung der Zeit.

Das Jahr 1848 traf ihn und sein Land nicht unvorbereitet; er vor vielen Seinesgleichen hatte die höhere Bedeutung jener denkwürdigen Bewegung erkannt, und wenn der brausende Strom dennoch verheerend und verwüstend seine Ufer überwallte, und alle Dämme der Ordnung und des Gesetzes zu zerreißen drohte, so trug Leopold von Baden daran wahrlich keine Schuld.

Denn wer unter uns erinnert sich nicht des Jubels, mit dem im Jahre 1830 Leopold begrüßt wurde, als er den Thron seiner Väter bestieg, als er seine erste Rundreise durch das Land machte! Und was er damals mit Wort und Blick Gutes und Heil-

sames verheißend, und was wir damals hofften von der Regierung des edlen Fürsten, hat er es nicht treu und gewissenhaft Alles erfüllt? Hat er nicht durch segensreiche Gesetze das geistige und leibliche Wohl seines Volkes in aller Weise gefördert, nicht manche Ueberbleibsel und manche drückende Last finsterner Zeiten hinweggeschafft, nicht viel Neues und Gutes in's Leben gerufen, nicht Baden zu einem vor vielen deutschen Nachbarländern segneten Lande gemacht? Und wie er im Großen seines Volkes Wohlfahrt im Auge hatte, so lag ihm auch im Kleinen des Einzelnen Wohl oder Wehe nahe am Herzen, so fanden Hunderte, die sich ihm vertrauensvoll näherten, bei ihm Trost und Hilfe, so spendete er mit stets offener Hand und stets theilnehmendem Herzen in der Nähe und Ferne Wohlthaten, wo es Noth that, wohin sein Auge und seine Hand reichte! Wenn alle, denen er Helfer und Tröster geworden war in ihrer Bedrängnis, ihn hätten begleiten können zur letzten Ruhe, es wären viel tausende aufrichtiger Thränen mehr auf sein Grab gefallen, und es hätte nicht König noch Kaiser ein herrlicher Leichenbegängnis jemals gewonnen. Wer aber im Leben ein edler Mensch gewesen, der bleibt auch im Sterben, der bleibt auch auf dem Lager der Schmerzen sich selbst getreu. Und so war Leopold. Mitten unter den schwersten Schmerzen, mitten unter den kalten Schauern des herannahenden Todes blieb sein Herz bis zum letzten Pulschlage warm für alle diejenigen, die Gott seiner nähern und fernern Obforge vertraut hatte, warm schlagend für Gattin und Kinder, warm schlagend für sein Volk, für alle Betrübten und Nothleidenden. „Aber, Herr Doktor!“ sprach er eines Tages unter den heftigsten Schmerzen zu seinem Arzte, „sagen Sie mir, gibt es noch mehr Menschen, die Gleiches zu leiden haben, wie ich?“ „Ja wohl! Königliche Hoheit!“ erwiderte der Arzt, „sogar hier in ihrer Stadt Karlsruhe liegt ein armer Mann auf hartem Lager, und duldet unter Entbehrung und Armuth gleiche Schmerzen.“ Ehe der Abend kam, hatte der arme Kranke auf Befehl des fürstlichen Dulders ein vortreffliches Bett, stärkende Nahrung und sorgliche Pflege erhalten. Wahrlich, wer so unter der Last eigener Schmerzen fremder Schmerzen gedenkt, wer so fremde Wunden heilt, wenn die eigenen bluten, der ist ein edler, gottgefügter Mann, für den beten die Seelen derer, denen er im Leben mit Gaben heilender Liebe geholfen, vor dem Throne Gottes, wenn auch über seinem geschlossenen Erdengrabe kein Gebet zum Himmel gestiegen wäre, und der Fürst, der solch ein Bild zurückläßt, in der Erinnerung aller, die ihn kannten, der bleibt auch

nach dem Tode bei künftigen Geschlechtern im Segen. Des äußern Bildes, das wir nebstehend wiederzugeben versucht haben, bedarf es bei ihm nicht. In dem Herzen jedes Einzelnen, die ihn kannten, ist sein Bildniß lebendig und unvergesslich, und die künftige Geschichte des badischen Fürstenhauses wird einst seinen Namen nennen unter denen, die, wenn auch vielfach mit Andank belohnt, dennoch bis zum letzten Athemzug das liebevolle, edle, treue Jähringerherz nicht verleugnet haben.

Doch, mit feuchtem Auge wenden wir uns von dem Grabe des Verbliebenen, und heben es hoffnungsfreudig zu der Zukunft; denn die Zukunft Badens tritt uns ja entgegen in der freundlichen, jugendlich kräftigen Gestalt unseres Prinzen Friedrich, des nunmehrigen Regenten von Baden.

Noch liegt zwar diese Zukunft unseres Vaterlandes verschleiert im Schooße kommender Tage; aber schon die erste äußere Erscheinung unseres Regenten, schon die ersten Schritte, die derselbe in dem Kreise seines neuen Wirkens gethan, bürgen uns für die Erfüllung unserer Hoffnungen. Hat doch unser jugendlicher Prinz-Regent in der kurzen sturmbelegten Zeit der letzten Vergangenheit die ernste Schule der Prüfung, die wechselvolle Bahn folgenschwerer Erfahrungen durchwandert.

Er hat erfahren, an sich selbst erfahren, die Untreue, daneben aber auch die Treue und die Liebe, also daß er wohl im Stande ist, die Syren zu sondern von dem Waizen. Manche bittere Erfahrung dieser Zeit hat sein Herz nicht verbittert, sondern ungetrübt und ungeschwächt in ihm erhalten die Liebe zu seinem Volke. Er hat als ein treuer Sohn gestanden, gewacht und gebetet an dem langwierigen Schmerzenslager eines geliebten Vaters, und hat aus dessen letzten Ddemzügen eingefogen den Ddem unveränderlicher Liebe und ungeheuchelter Frömmigkeit, er hat mit schwerem Herzen an des kranken Bruders Stelle die Zügel der Regierung ergriffen, und aus all diesen trüben Erfahrungen dennoch einen lebens- und thatkräftigen Sinn, einen ungebrochenen Willen zum Guten gerettet.

Von jeher haben Badens Friedrichs ihren Namen mit Ehren getragen, und sind ihres Volkes Vorbilder in allem Guten gewesen.

Treu und ohne Wanken steht hier Einer seinem Kaiser im Rathe und in der Schlacht zur Seite, unverzagt kämpft der Andere um seines Glaubens willen, und 400 treue Bürger von Pforzheim bestiegen auf dem Schlachtfelde ihre Treue für ihn mit dem Tode; dieser gründet in seinem Lande segensreiche Stätten der Wissenschaft und der Bildung, jener heilt mit unermüdlicher, frommer Hand die tiefen Wunden, welche der dreißigjährige



Krieg, und die mordbrennerischen Einfälle französischer Heere dem Vaterlande geschlagen hatten.

Einen aber aus dem Stamme der Jähringer, Namens Friedrich, nennen wir mit besonders wehmüthiger und doch stolzer Erinnerung. Friedrich von Baden, ein Sohn Hermann's des Sechsten von Baden, war nemlich ein vertrauter Jugendfreund und Vetter Conradin's von Schwaben aus dem Kaiserhause der Hohenstaufen. Dieser Conradin zog an der Spitze seiner Getreuen nach Italien, um sein rechtmäßig angestammtes Erbland Neapel wieder zu erobern, welches welsche Untreue an einen Fremden, einen Franzosen vergeben hatte. Bei Tagliacozzo kam es zur Schlacht, welche anfangs zum Vortheil der Deutschen sich wendete, aber nachher dennoch durch die Unvorsichtigkeit der jugendlichen Führer und der beutelüsternden Soldaten verloren ging. Friedrich fiel mit Conradin in die Hände des grausamen Feindes, ward mit ihm in's Gefängniß geworfen, in welchem die edlen Jünglinge sich mit harmlosem Schachspiele unterhielten, als der Richter eintrat und ihnen das Todesurtheil verkündete. Ungebrochenen Muthes bestieg Friedrich mit seinem Freunde das Blutgerüst, und besiegelte seine Freundestreue, seine Treue für den letzten Sprossen des größten deut-



schen Kaiserhauses im Jahr 1268 zu Neapel mit dem Tode.

Und wer unter den Lesern gedenkt nicht bei der Nennung des Namens Friedrich unseres im Jahre 1811 nach langer segensreicher Regierung entschlafenen Karl Friedrich's? Welchem von den älteren Lesern wird nicht das Auge feucht und das Herz warm, wenn dieses Friedrichs Name genannt wird? Es ist ja also geworden, daß fortan Karl Friedrich's Geist betrachtet wird als der treue, segensbringende Schutzgeist seines Hauses. Er hat den entschlafenen Vater begleitet, möge er auch den Sohn begleiten von den ersten Schritten seiner Regentenbahn bis zu den letzten.

Die freundlichen Züge, der offene Ausdruck, das gewinnende Auge, die lichte Stirne, der offene und thatsächlich ausgesprochene ernste Willen zum Guten, sind uns jetzt schon verheißungsvolle Pfänder, daß Prinz Friedrich ein lebenskräftiger zukunftreicher Sproß des alten Jahringers Stammes ist, und daß auch in seinem Namen der Stolz des Stammes neu ergrünen, an seinen Namen die Liebe und Treue des Volkes sich festhalten, und an seiner Person sich bewähren werde durch heitere wie durch trübe Tage kommender Zeiten.

Das gerechtfertigte Gottvertrauen.

Der dreißigjährige Krieg, in welchem die Bewohner unseres deutschen Vaterlandes um des Glaubens willen, dessen erstes und schönstes Gebot doch die Liebe ist, sich gegenseitig bekämpften und grausam gegeneinander wütheten, hatte schon etwa zwanzig Jahre lang fortgedauert. Deutschland war überall verwüstet, seine Städte und Dörfer in Brandstätten und Trümmerhaufen, seine blühenden Gesilde in Einöden verwandelt. Heimath- und obdachlos waren Tausende geworden, und glücklich diejenigen, welche des Feindes Schwert oder Hunger, Seuchen und Elend zum Schlaf der letzten Ruhe in den Schoos der mütterlichen Erde gelegt hatte. Fremde Kriegsvölker hausten noch immer schrecklich in dem armen Lande, und die erschütternde, Unheil und Tod verkündende, Kriegsdrummete tönte bald hier bald dort, und wie ein alles verschlingendes Ungeheuer wälzten sich die Wogen des Krieges noch immer von einem Ende Deutschlands bis an's andere. Und dies Alles zur Ehre Gottes und um des Namens Jesu willen. Im Jahre 1634 hatten die Schweden eine große Schlacht bei Nördlingen verloren, da überzogen die kaiserlichen Heere den Süden von Deutschland, und der Schrecken ging vor ihnen und der Tod hinter ihnen her.

Doch jetzt nahm auch Frankreich, das den Gegnern Oesterreichs bisher nur Hilfsgeelder gegeben hatte, offenen Antheil an dem Kampfe, und Hessen, Rassel, Württemberg und Baden blieben im engen Bunde mit Schweden und Frankreich.

Bernhard von Sachsen-Weimar war der Oberfeldherr der schwedisch-französischen Kriegsmacht, und stand durch verschiedene Hindernisse zurückgehalten, in Lothringen und Elsaß, während die Kaiserlichen am Rhein Meister waren.

In diese Zeit, nemlich in das Jahr 1636, fällt unsere Erzählung.

In dem baden-durlachischen Städtchen Sulzburg lebte damals ein Geistlicher mit einer zahlreichen Familie. Schon mehrmals hatten wilde Kriegshorden das Städtlein überfallen, und ihn selber ausgeplündert und mißhandelt. Da kam eines Tages abermals die Nachricht, daß große Kriegshaufen von Schliengen her im Anzuge seien, und daß sie grausamer als jemals vorher hausten, und keiner, namentlich aber kein Geistlicher, seines Lebens vor ihnen sicher sei. Nur auf dringendes Bitten seiner Gemeinde, nur im Hinblick väterlicher Liebe für seine zahlreiche noch unversorgte Familie, entschloß er sich, der drohenden Gefahr aus dem Wege zu gehen. Was flüchten konnte, flüchtete in die Berge und Wälder. Der arme Pfarrherr zog aus dem einen Ende des Städtchens hinaus, mit blutendem, sorgenschwerem Herzen, mit einer leidenden Frau und sieben Kindern, während zum andern

Thore die heute- und mordlustigen wilden Horden hereinstürmten, und bald plündernd und mordend in Straßen und Häuser einbrachen.

Im tiefen Tannenwalde in den Bergen fand der Flüchtling eine verlassene Köhlerhütte. Hier suchte er Schutz und Obdach für sich und die Seinen. Bei dunkler Nacht schlich er dann vorsichtig hinab in die Ebene, pochte leise an dem Hinterpförtchen dieser oder jener Hütte, und brachte den Seinen in die Hütte kärgliche Nahrung. Die Einwohner waren größtentheils wieder heimgekehrt in ihre ausgeplünderten und verheerten Wohnungen, nur der Geistliche durfte sich nicht blicken lassen, denn die Feinde suchten ihn, und forderten seine Auslieferung.

Vier Wochen war er so in seiner Waldhütte von treuen Gliedern seiner Gemeinde auf heimlichen Pfaden mit dem Nöthigsten versehen worden; aber es war Spätherbst, und die Feinde dachten nicht an den Abzug. Ja es kam eines Tages am frühen Morgen einer seiner treuen Freunde in die verborgene Hütte, und meldete mit besürzten Mienen, die Feinde seien mit Tagesanbruch unter schrecklichen Drohungen mit Hunden ausgezogen, um die Geflüchteten aufzusuchen. Schon hörten sie drüben im Walde das Gebell der Hunde, das Gebrüll der Verfolger. Da war keine Minute zu verlieren. Schnell wurden die schlafenden Kinder aus ihrem Laub- und Mooslager gerissen, schnell die nöthigsten Kleidungsstücke zusammengerafft, und geführt von dem braven Bürger von Sulzburg, zog die bedrängte Familie aufwärts durch den dunkeln Wald, immer vorwärts, mehrere Stunden, bis endlich in einer finstern waldbedeckten Thalschlucht der Führer stille hielt, und die Ermatteten Ruhe fanden.

Vier weitere Wochen schwerer und bitterer Drangsal gingen abermals mit langsamen bleiern Schritten an der verfolgten Familie vorüber, und ohne die treue unverdrossene Aufopferung, ohne die müthige Hilfe von frommen Bürgern hätte sie verkommen müssen in Jammer und Elend. Der Vater blieb fest und unerschüttert in seinem Glauben, und wenn die Noth am größten war, suchte er oft einsam im dunkeln Schatten einer Tanne oder in dem Kreise seiner gebeugten Lieben Trost und Hilfe in einem brünstigen Gebete zu seinem Gotte. Die Hausfrau aber erlag in ihrem Gemüthe der Prüfung, und wollte schier vergehen in ihrem Jammer, und verzweifeln an der Treue des Vaters im Himmel. Da, als stärkende Worte des frommen Glaubens vergeblich bei ihr waren, ergrimmete der Hausvater in seinem felsenfesten Gottvertrauen, hielt der Zagenden ihren schwachen Glauben vor, und sprach: Weib, der Herr wird auch an dir Schwachgläubigen seine Macht beweisen, und an diesem Plage wirst du ihm noch deine Sünde abbitten.

Bald darauf zogen die Feinde aus dem stillen Thale, die Getreuen brachten den Vielgeprüften

die frohe Nachricht ihrer Erlösung, und mit den Gefühlen des innigsten Dankes gegen Gott zogen sie den Abend noch ein in das verwüstete Städtlein.

Noch war zwar das Elend groß, und die Noth hatte sich unter manchem Dache gelagert, wo vorher Ueberfluß und Fülle war; aber treue Arbeit und unermüdlcher Fleiß, gegenseitige Beihilfe und Handreichung hatte nach wenigen Jahren die tiefsten Wunden geheilt, und die Segnungen des Friedens zogen allmählig wieder ein in die Hütten und Häuser der Thalbewohner.

Fünfzehn Jahre waren seitdem wieder über die gesegneten Fluren des Oberlandes gegangen, und im Pfarrhause zu Sulzburg war früh am Tage schon reges Leben und Treiben. Allmählig kamen Gäste daher in festlichen Kleidern von nahe und ferne, denn von sieben Kindern im Hause sollte heute das jüngste und letzte, eine liebe Tochter, Hochzeit haben.

Die kirchliche Feier war vorüber, die Gäste saßen bereits am fröhlichen Hochzeitmahl, alle strahlten von Heiterkeit und Freude. Nur der Hausvater schien mit ernstern Gedanken umzugehen, und hie und da zuckte das Leuchten einer dankbar stillen innerlichen Freude über sein Angesicht. Da erhob er sich plötzlich von seinem Plaze, und schlug der Gesellschaft vor, einen kleinen Spaziergang in's Freie zu machen. Zwar meinten manche, besonders von dem jungen Volk, es gefalle ihnen noch ganz gut an der wohlbesetzten Tafel, und schielten mit wehmüthigen Blicken des trennenden Abschiedes nach den Flaschen des goldenen Markgräflers, die noch in der Ecke des Zimmers standen; aber lauten Widerspruch wagte Keiner. So ging es hinaus zum Städtlein, dem Walde zu. Da standen aber schon gerüstet und fertig mehrere Wagen, die Gesellschaft nahm auf des Hausvaters Einladung, obwohl überrascht und ohne zu wissen wohin, darauf Platz, und vorwärts ging's berglein und bergan, durch Thal und Wald, immer tiefer und tiefer.

Endlich wird Halt gemacht, der Hochzeitvater steigt ab, die Gäste ihm nach, und seitwärts hinunter in eine finstere dunkle Waldschlucht, unter dunkle Tannen geht stumm und nur mit staunenden Blicken fragend die Gesellschaft.

Jetzt bleibt der Vater stehen, die Mutter an der Hand haltend, und mit schönen kräftigen Worten schildert er, wie seit fünfzehn Jahren die Gnade Gottes ihn allezeit lieblich und freundlich geleitet, wie alle seine theuern Kinder, und heute auch sein letztes liebes Töchterlein versorgt worden, und eine bleibende Stätte für die Zukunft gefunden. Heute aber, gerade vor fünfzehn Jahren, sei er auch hier gestanden im Kreise der Seinen, damals in schwerer Prüfung und Trübsal; eine aber, die damals neben ihm gestanden, und auch jetzt wieder neben ihm stehe, habe verzagen wollen an der Führung Gottes, und — siehe da lag die Hausfrau neben ihm

auf den Knien, und er selber kniete neben ihr, und die Gäste alle thaten desgleichen. Und als die Hausfrau sich langsam wieder erhob, sprach sie: Ich habe Gott meine Sünde abgebeten, und nimmermehr werde ich an seiner Hilfe verzagen.

Nach diesem ernstern Gespräche kehrten die Gäste wieder heim, und Vater und Mutter strahlten nun auch äußerlich von Heiterkeit und Freude. Der Markgräfler in der Zimmerede wurde nicht vergessen, und zum Abschiede tranken noch alle Gesundheit und langes Leben dem vielgeprüften und treu bewährten Manne des felsenfesten gläubigen Gottvertrauens.

Das Behmgericht.

In unsern Tagen, in welchen wir Gelegenheit haben, die heilsame Wirkung der Geschwornengerichte zu beobachten, gedenken wir unwillkürlich eines zum Theil wenigstens ähnlichen Gerichtes aus alter Zeit, des sogenannten Behmgerichtes.

In Zeiten, in welchen die öffentliche Rechtspflege nicht hinreichte, entstand, angeblich schon 800 Jahre nach Christi Geburt, unter dem Kaiser Karl dem Großen, in Westphalen dieses Gericht. Es war dies eine heimliche, bald über ganz Deutschland verbreitete Verbrüderung von Männern, die man Wissende nannte, und deren Zahl über hundert tausend betrug. Diese Wissenden, über alle deutschen Länder zerstreut, waren durch einen feierlichen Eid zum unverbrüchlichsten Geheimnisse, so wie zur Anzeige aller Verbrechen verpflichtet, welche zu ihrer Kenntniß kamen. Wer diesen Eid verletzte, wurde gehängt, sieben Fuß höher als jeder andere Verurtheilte. Die Wissenden wählten aus ihrer Mitte die Freischöffen (Richter) und diese den Vorsitzenden (Freigrafen). An der Spitze des ganzen Bundes stand ein Stuhlherr, welcher bald der Kaiser, bald der Erzbischof von Köln war. Heimlich zogen diese Richter im Lande umher, hielten öffentliche Gerichtssitzungen bei Tag, in Wäldern, auf Kreuzwegen, oder auch bei Nacht. Plötzlich läuten da um Mitternacht in dem Dorfe alle Glocken, die Einwohner erwachen, sie wissen, es ist das Zeichen, daß die Behme im Ort ist. Ihrem überall hinreichenden, heimlich strafenden Arm zu entgehen, ist nicht möglich, und auf ihren Ruf zurückzubleiben ist schon ein Verbrechen. Darum versammelt sich Alles schweigend um den Gottesacker. Dort auf einer Erhöhung, in nächtlichem Dunkel, sitzt der Freigraf, vor ihm liegt Todtenkopf, Dolch und Strick, um ihn die Schöffen, alle schwarz verummumt, dabei die Gerichtsdiener mit Fackeln.

Zitternd umher stehen die bangenden Einwohner. Da ziehen die Richter, — Kreuz und Fahne, Todtenkopf und Dolch voran, — durch die Kreise der Besessenen. Keiner weiß, ob nicht ihm der Ernst des

Gerichtes gilt, ob verdiente oder unverdiente Strafe ihn treffen wird. Siehe jetzt berührt einer der Schöffen mit einem weißen Stabe die Schulter eines Mannes und flüstert ihm in's Ohr: Freund! es ist anderswo so gut Brod essen wie hier; hast du kein gut Gewissen, so stehe auf und gehe deines Weges; hast du nichts Böses gethan, so bleib sitzen! Diese Warnung war immer ein Urtheil, entweder ein Verbannungs- oder Todesurtheil. Wer, auf sein Recht oder seine Unschuld trogend, nicht dem Verbannungsurtheil folgte, den fand man wenige Tage nachher an einem Baume aufgenüsst, oder mit dem Dolch getödtet, und neben ihm den Dolch selbst, als Zeichen, daß er als ein Opfer des heimlichen Gerichtes gefallen.

Eine andere Art des Gerichtes war folgende: Unter drei Hammerschlägen hestete um Mitternacht ein Bote des Gerichtes einen Vorladungsbrief an das Thor des Hauses oder der Burg des Angeklagten, und hieb drei Spähne aus dem Thor, zum Zeichen, daß er die Vorladung überbracht habe. Dem Geladenen war nun Frist von 6 Wochen und 3 Tagen gegeben. Die Verbrechen, wegen deren solche heimliche, für den Boten freilich oft gefährvolle Vorladung erfolgte, waren Kezerei, Zauberei, Mord, Raub, Ehebruch und andere ähnliche. Der Vorgeladene mußte an einem bestimmten Kreuzwege erscheinen, fand dort einen Behmboten, und dieser führte ihn mit verbundenen Augen gewöhnlich in das Gewölbe einer verfallenen Kirche, in das Berließ einer alten Burg, oder in eine dunkle Gebirgshöhle.

Hier fand der Unglückliche, wenn ihm die Binde von den Augen genommen war, seine Richter schwarz verummmt, mit verhüllten Gesichtern an einer schwarz behangenen Tafel, auf welcher Stricke, Dolch und Marterwerkzeug lagen. Vor dem erhöht sitzenden Freigrafen lagen Todtenknochen mit Dolch und Stricken umgeben. Darauf begann ein förmliches Verhör, in welchem der Angeklagte durch einen Eid sich reinigen konnte; dagegen konnte der Ankläger mit seinem und dreier Zeugen Eid die Anklage wieder beweisen, der Angeklagte 6 weitere eidliche Zeugen aussagen, der Ankläger 13 fernere Belastungseide, und endlich der Angeklagte 21 Reinigungsseide für sich schwören lassen, was seine völlige Freisprechung zur Folge hatte. Dies war aber dem Angeklagten natürlich unmöglich, und so erfolgte in der Regel seine Verurtheilung, deren Vollstreckung sogleich durch Aufhängen an einem Baume stattfand. Erschien ein Vorgeladener nicht, so galt er als verurtheilt, und jeder Mitwissende war gehalten, denselben zu tödten, wo er ihn fand. Selten entging ein solcher der unsichtbaren, und doch überall sich offenbarenden Macht des heimlichen Gerichtes, und wenn auch

nach Jahren erst, traf ihn der Arm der furchtbaren Behme.

Es muß jedoch beigefügt werden, daß eine Anklage vor dem Behmgericht gewöhnlich nur da erfolgte, wo man vor den gewöhnlichen Gerichten kein Recht fand, oder keines zu finden glaubte.

Drei bis vier Jahrhunderte hindurch währte dieser geheimnißvolle, gewaltige Strafbund, manches blutige Unrecht wurde unter dem Deckmantel der Nacht begangen, manches Opfer persönlicher Leidenschaft unter dem Schweigen des Todes begraben, aber auch manchen hochgestellten, aller Sitte und Ordnung hohnsprechenden Bösewicht, manchen heimlichen, dem Auge der Welt verborgenen Sünder traf die verdiente Strafe, der er ohnedies entgangen wäre; selbst Kaiser wurden von diesen Unsichtbaren vor ihren Stuhl gefordert. Juden und Weiber durften nicht vorgefordert werden. Aber wie Alles seine Zeit hat und sein gegebenes Maas, und dann sich überlebt, oder das rechte Maas überschreitet, so auch dieses Gericht.

Bald wurde es Nechtens, daß man von dem Urtheil der Behme an den Landesherren oder Kaiser appelliren konnte, welcher zwar das Urtheil nicht aufheben, aber auf 100 Jahre 6 Wochen und 1 Tag verschieben durfte. Später entschlossen sich einzelne Fürsten und Städte, und insbesondere die Schweizer, die Ausübung des Behmgerichtes in ihren Landen nicht mehr zu dulden, und die Richter gleich Mördern zu bestrafen.

Eine neu eingeführte Gerichtsordnung, die Errichtung und Befestigung des allgemeinen Landfriedens, und die vorschiebende Bildung im Gefolge der Reformation, — bewirkte das allmähliche Erlöschen der Behme, und 1568 wurde bei Zelle in Hannover das letzte Behmgericht abgehalten.

Der Bruder aus Desreich.

Ein schlauer Kamerad ist der Hans, das muß sein ärgster Feind ihm lassen, denn er ist noch ein Junggeselle, und daran hat er eben schlau gehandelt, sinntemal er damit in Nummer Sicher geblieben ist vor dem Pantoffel. Sind doch schon Leute darunter gekommen, die da meinten, sie hörten das Gras wachsen. Hans war zwar nicht in dem Dorfe geboren, aber er war doch nicht weit her, so etwa ein Stündlein davon, und hatte sich in seinem jetzigen Wohnorte ein ordentlich Gut gekauft. Eine Schwachheit hatte er, und die bestand darin, daß er gar viel zu erzählen wußte von den Heldenthaten eines Bruders, der im Jahr 1806 mit nach Desreich gezogen und dort General oder Corporal geworden war, oder so etwas dergleichen mehr oder weniger. Es war aber im selbstigen Ort ein kleines rothes buckliges Schneiderlein, das hatte mit dem Hans schon man-

ches Hühnchen gerupft und oft nicht viel mehr als die Federn davongetragen, und schon manches Schöpplein gelupft, und war auch da meistens zu kurz gekommen, denn der Hans hatte eine gar weite Gurgel, und zudem immer einen ungelöschten Durst. Einstmals saßen die beiden wieder bei einander beim Better Dachsenwirth hinter'm Tisch, wo der Schneider trotz seiner Kunst lieber saß als auf dem Tisch. Sie saßen da schon beim zweiten gemeinschaftlichen Schöpplein, und wenn der Hans ansetzte, so blickte sein Kamerad wehmüthig auf den tiefen unergründlichen Abgrund, in welchen der Ortenberger Weiße hinunter tief, wie die Dachrinne in's Regensfaß. Bart Hans, dachte er, du sollst mir's zahlen! Denn eben sah er von Weitem die Straße daher einen wandernden Schnurranten kommen, der hatte ein gar lustig Aussehen, also daß der pfiffige Kleiderkünstler auf den ersten Blick dachte: Das ist mein Mann! Mit der unbefangenen Miene von der Welt steht er also vom Tisch auf und saßt den fremden Mann gerade noch an der Hausthür ab. Vorsichtig winkt er ihm auf die Seite, spricht eine Zeitlang leise mit ihm, kehrt in die Stube zurück, und setzt sich dem Hans gegenüber, als ob nichts vorgefallen wäre.

Bald nachher kommt auch der Schnurrant, setzt sich bescheiden an's Tischlein beim Ofen, und fordert ein Schöpplein vom Besten. Der schlaue Schneider weiß den Hans unvermerkt auf sein Lieblingsgespräch, auf den Bruder in Destrreich zu bringen, so daß dieser ihm nach und nach mehr und immer mehr erzählt, bis der Fremde am Ofen die Ohren spitzt, aufsteht, näher kommt, und plötzlich dem verblüfftesten Hans an den Hals fällt mit dem Rufe: Hans, mein lieber Hans, kennst du mich nicht mehr, ich bin ja dein Bruder Albert! Der Hans, auch nicht faul, fällt dem Albert um den Hals, und der Albert dem Hans wieder, — bis der Schneider sich dreinlegte und seine Freude bezeugte über das frohe Wiedersehen. Eine Flasche vom Besten, ruft der Albert, aber der Hans leider's natürlich nicht, und läßt's auf seine Kreide schreiben. Und nun ging's an ein Fragen und Erzählen von alten und neuen Zeiten, und der Albert war noch so bekannt mit allen Verhältnissen vom Hause, von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester, und wußte so manches zu sagen, wie er eigentlich ein reicher Mann sei in Ungarn drinnen, und Felder und Wälder habe, wie ein deutscher Bundesfürst, aber jetzt der unsichern Straßen in Ungarn wegen so einfach reise, damit er die paar tausend Gulden, die er in Papieren für Vater und Geschwister zum Willkomm mitgebracht, desto sicherer an Ort und Stelle bringe. Da wußte der Hans seines Erstaunens und seiner Freude kein Ende. Eine Maas nach der andern wurde beigeholt, ein Nachtesten, so gut es des Dachsenwirths Küche zu

liefern vermochte, bestellt, und am Ende ging der Hans noch leise zum Better Dachsenwirth, und sagt dem leise in's Ohr: Better, thut mir den Gefallen, und behaltet heute Nacht meinen Bruder in eurem Hause, denn ich bin doch nicht recht eingerichtet für einen so vornehmen Herrn. Aber versteht sich, alles auf meine Rechnung!

Noch lange saßen die drei guten Freunde so traulich beisammen; endlich nach Mitternacht meinte der Albert, er sei heute müde geworden, und morgen sei ja wieder ein Tag, an dem sie reden könnten. Man trennte sich, und jeder hatte sein redlich Theil, und bald lag Hans in seinem Bette im tiefen Schlaf. Der Schneider aber konnte lange die Augen nicht schließen, und rieb sich die Hände unter'm Deckbett über den schlauen Streich, den er dem Hans gespielt, und freute sich zum Voraus auf den andern Morgen. Und richtig, auch der andere Morgen kam, aber nur für Hans mit seinem schweren Kopfe etwas spät. Der erste Gedanke war aber Albert, und er brauchte einige Zeit, bis er sich wieder auf alles besonnen und sich überzeugt hatte, daß die Begebenheiten von gestern kein Traum gewesen seien.

Schnell fuhr er in die Hosen, eben so schnell in den Wams, und eilte mit raschen Schritten hinüber zum Dachsenwirth. Der Herr Bruder sind noch nicht auf, sagte der mit Artigkeit. Da eilt Hans die Treppe hinauf, der bekannten Thür des Gastzimmers zu.

Aber wer malt sein Erstaunen, seinen Schrecken, als er die Thüre offen, das Zimmer leer, das Bett unberührt findet? Auf seinen Ruf eilt der Dachsenwirth die Treppe herauf, und schlägt die Hände über'm Kopf zusammen. Der Bruder Albert hatte sich offenbar gleich in der Nacht auf den Weg gemacht, wieder nach Destrreich oder Ungarn, oder zu einem andern Bruder Hans oder Michel, und hatte dem armen Hans in D. nicht einmal einen freundlichen Gruß, nicht ein brüderliches Andenken hinterlassen. Doch ja, er hatte ihm freilich eines hinterlassen, aber an der Tafel des Dachsenwirths. Der Hans mußte eben wohl oder übel in den sauern Apfel beißen, und auch das letzte Andenken des falschen Bruders tilgen. Doch war er schlau, denn er sagte dem Dachsenwirth beim Zahlen: Better, hier habt ihr noch einen Gulden mehr, aber haltet reinen Mund, sonst komme ich noch gar in den Kalender. Dem Kalendermann aber bleibt Nichts verborgen, er hat's doch erfahren, und am Ende hat das böshafte Schneiderlein dem Hans auch noch diesen Vossien gethan, und es dem hinkenden Boten berichtet, denn roth und frumm, das sind zwei schlimme Eigenschaften.

Das blaue Kleid.

In S. sah es zur Zeit des Jahres 1848 auch gewaltig schlimm aus. Es war da, wie leider auch anderwärts, den armen Leuten in den Kopf gesetzt worden, jetzt gehe eine ganz neue goldene Zeit an für die Armen, jetzt müsse einmal der Stiel umgedreht werden, der Holzhacker müsse sich jetzt auf die schweren Geldsäcke setzen, und der bisher in Hülle und Fülle gelebt, müsse auch einmal die Holzart in die Hand nehmen. So zog dann eines Tages aus S. und der Umgegend das Volk aus in hellen Haufen, zu Roß, zu Wagen und zu Fuß, und jeder hatte einen geräumigen Sack auf dem Rücken, denn es ging dem Neckarthal zu nach H. Dort wollten sie sich allerlei holen, was sie brauchten. Sie zogen in H. ein, rückten auf den Marktplatz, und berathschlagten, wo und wie sie den Anfang machen wollten. Aber die H. Bürger waren anderer Meinung, und, ehe sich's die ungebetenen Gäste versahen, stand die Bürgerwehr der Stadt vor ihnen in Reich und Glied, und der Hauptmann kommandirte: Macht euch fertig! Setzt auf! Legt an! Und hinüber, während die Bürgerwehr so im Anschlag stand, rief er den Sackträgern zu: Waffen ab! und als sie zögerten, und sich ansahen mit langen Gesichtern, wendete er sich abermals zu seiner Mannschaft, und kommandirte nochmals: Schlagt an!

Da sank den guten Freunden vom Banlande das Herz in die Hosen, und vielleicht noch tiefer, und sie legten still ihre Waffen nieder vor sich auf das Pflaster.

Damit war zwar die Gefahr vorüber, aber die Mannschaft vom Lande war noch nicht draußen. Und so kam's, daß zwar nicht scharf geschossen wurde, aber doch scharf getrunken und scharf geschimpft, und daß es in allen Ecken und Enden zu handgreiflichen Erklärungen kam, bei denen mancher von den Gästen eine gehörige Portion zwar nicht in, aber doch auf den Sack bekam, mancher mehr, als er tragen konnte, und als ihm lieb war. Daß aber bei diesem Feldzug auch die Weiber ein starkes Wort mitredeten, läßt sich denken; denn da war gar manches Weiblein, dem Kaffee- und Theewisiten, und Spazierenfahren lieber gewesen wäre, als Spinnen, Flicken und Grassholen, und die meinte, ein fein seiden Kleid müßte ihr eben so gut stehen, als Andern. Und so war denn in S. auch ein Ehepärchen, das hoffte von der neuen Zeit bessere Tage, und als der Ehemann fortzog gen H. in's Neckarthal, gab ihm sein Weiblein einen Sack, und sagte: Aber Johannes, eins vergiß mir nicht, ein neues Kleid, und besonders ein blaues. Als nun der Rückzug eintrat, und ein Jeder vor den groben Fäusten der Stadtbürger heimflüchtete so gut und so schnell es ging, über Stock und Stein, durch dick und dünn, da kam auch unser Johannes als ei-

ner der Ersten beim Ausreißen, heim zu seinem Weiblein, und machte ein gar curioses Gesicht, und warf den Sack unter die Ofenbank. Nun, Johannes, fragt die Hausfrau, wo ist das blaue Kleid? Ich hab's selber angezogen, sagt er, und zieht sein Wams aus und, richtig! er hatte unter dem Hemd ein ordentlich blaues Kleid an, von oben bis unten, das hatten ihm die H. Bürger angemessen, aber in der Farbe war's doch nicht gut, denn es war schon am Abschließen, und war schon grün und gelb geworden. Und wie dem Johannes, so ist's Manchem gegangen, und hätte ihm noch schlechter gehen können; denn es gibt Zeiten, wo wo man froh sein muß, wenn man mit einem blauen Auge oder blauen Buckel davon kommt, es ist immer noch besser, als blaue Bohnen.

Das war ein Schlaufkopf.

Der Better Andres war ein großer Liebhaber von Nudeln, und das nimmt ihm der Kalendermann nicht übel. Also kommt er einmal zum Gevatter, und der saß mit seiner Familie hinterm Tisch und mitten drauf in einer geräumigen Platte ein mächtiger Nudelberg. „Ich seh's euch an, Better,“ ruft ihm der Gevatter zu, „daß ihr noch so ein paar Gabelchen voll vertragen könnt, also setzt euch bei.“

Die Baas Christin holt einen hölzernen Stuhl, und der Better ist halb in voller Thätigkeit. Lange stand's auch nicht an, so war der Nudelberg verschwunden. Der Better aber hückt sich zwischen Tisch und Stuhl zur Erde, und fischt noch mit der Gabel eine ordentliche Portion vom Boden auf. „Wie hat's geschmeckt?“ fragt ihn da mit schlaudem Blinzeln der Gevatter. „Ei prächtig,“ sagt der Better, „nur ist der Stuhl etwas zu weit vom Tisch gestanden,“ und da hab' ich nun doppelte Arbeit.“

Die Ratten.

Zu unsern lästigsten und unangenehmsten Gästen gehören unstreitig die Ratten, welche hauptsächlich in dreierlei Arten, als Hausratte, Wanderratte und Wasserratte, bei uns sich finden. Die graubraune Wanderratte ist größer als die schwarze Hausratte, und hat dieselbe fast überall aus unsern Wohnungen verdrängt. Diese Thiere vermehren sich außerordentlich stark, werfen im Jahr sechs- bis achtmal durchschnittlich acht Junge, so daß also ein Rattenpaar am Ende des Jahres fünfzig bis sechzig Junge hinterläßt. Die Jungen vermehren sich nach zwei bis drei Monaten auch schon, und so gibt's im Lauf des Jahres gegen 1000 Enkel und Entelinnen. Kommen dazu die Urenkel, so sehen

wir, daß das eble Geschlecht am Ende des Jahres zahlreich genug ist. Dazu sind sie aber äußerst gefräßig, verzehren in kurzer Zeit sehr viele Lebensmittel, und richten in Speisekammern, Kellern, Bühnen, einen großen Schaden an. In die Erfahrung hat bewiesen, daß sie selbst schlafende Kinder anpacken und ihnen das Gesicht zerbeißen. Kennt doch der Kalendermann einen Fall, in welchem dies wirklich geschah. Eine Mutter nämlich hört ihr jähriges Kind in der Nacht plötzlich schreien, und wiegt es, bis es ruhig wird. In kurzer Zeit das gleiche Geschrei und die gleiche Beruhigung durch die Mutter. Als das Kind zum drittenmal und heftiger schreit, meint der Vater, es müsse dem Kinde was besonderes fehlen, zündet ein Licht an, und da finden sie das Kind mit Blut bedeckt, und mit vielen Bißwunden im Gesichte. Die Ratten hatten sich durch die Mauer Löcher gemacht, und als diese verstopft waren, hatten die Leute Ruhe.

Es sind darum von jeher mancherlei Mittel gegen diese Hausfeinde versucht worden. Alle wirken mehr oder weniger, keines aber für alle Zeit, sondern man muß es von Zeit zu Zeit wiederholen, wenn die ungeladenen Gäste sich wieder einstellen wollen.

Man hat früher eine Ratte gefangen, ihr eine Schelle an den Schwanz gebunden, so daß das Thier wüthend umherrennt, und die andern aus Angst davonlaufen. Man fängt sie in Fallen, aber die Zahl der Gefangenen ist zu gering gegen die Zahl der übrigen, man stopft ihnen die Löcher zu, aber sie machen neue.

Ein gutes Mittel ist das Kraut der Hundszunge (lat. cynoglossum officinale), welches im Früh Sommer gesammelt, zerquetscht, an die von Ratten besuchten Orte gelegt, in kurzer Zeit dieselben vertreibt. So lange das Kraut liegen bleibt, bleiben die Ratten weg.

Ein anderes eben so sicheres, aber wohl zu verwahrendes Mittel ist ein Teig aus Phosphor, welcher auf kleine Brodschnitten gestrichen, und an solche Orte gelegt wird, wohin andere Thiere nicht kommen können. Legt man zwei bis drei Nächte nacheinander jedesmal 12 bis 15 solcher Brodschnitten, so sind sie, wenn Ratten oder Mäuse da sind, am andern Morgen verzehrt, und die Ratten verschwinden; kommen nach einiger Zeit neue Mitesser, so gibt man ihnen eine frische Portion. Dies Gift ist ganz wohlfeil, und kann in jeder Apotheke gekauft werden, freilich nur gegen einen Schein von einem Arzte. Wenn man aber bedenkt, daß diese schlimmen Gäste die Nahrung manches Menschen verzehren, so wird ein guter Hausherr die kleine Mühe und Auslage nicht scheuen, damit er der Ratten los wird.

Gut wäre es freilich, wenn man alle Ratten so gut los werden könnte, als die vierfüßigen, lang-

schwänzigen. Es sitzen aber oft, zwar nicht auf deiner Bühne, aber doch in deinem obern Stocke Ratten, die dich und Andere plagten, und gegen die Gift und Popperment vergeblich sind.

Freilich, wenn wir's genau beim Lichte betrachten, so hat am Ende Jeder von uns so eine größere oder kleinere Ratte im Kopf, und wenn's auch nur ein Mäuschen wäre, so etwas, was er sich in den Kopf gesetzt hat, und was er dann beinahe nimmer herausbringt, mit dem besten Willen dazu.

Im Allgemeinen rathen wir zum Vertreiben solcher Ratten zu beifolgendem Tränkelein: Mische dir zu gleichen Theilen Arbeitsamkeit und Mäßigkeit, gieße darüber eine gleiche Portion Gottesfurcht, und nimm je zuweilen zur rechten Zeit davon einen tüchtigen Schluck, so werden bald die Ratten im Kopfe dir und andern nichts mehr anhaben, und zuletzt ganz wegbleiben.

An wem ist der Fehler?

In alten Zeiten lebte Einer in einem Kloster. Er hoffte dort Ruhe zu finden vor den Störungen der Welt, und Frieden, denn seine Nachbarn und seine Freunde ärgerten ihn, und vor diesen Unruhstütern zog er sich zurück in die beschauliche Stille des Klosterlebens. Aber noch war er nicht lange in den stillen Mauern, da kehrten die alten Neigungen und Anfechtungen wiederum bei ihm ein, und bald von diesem bald von jenem Klosterbruder glaubte er sich gekränkt, und der Zorn und Verdruß, den er darüber empfand, trieb ihn hinaus in die Wüste, um da einsam mit sich und seinem Gotte ungestört in Frieden zu leben.

Da er sich nun eine kleine Hütte gebaut, und Wasser an der Quelle geschöpft hatte, stellte er das Krüglein auf den Boden. Es fiel um, und er richtete es wieder auf; es fiel abermals um, da ward er zornig in seinem Herzen, und schlug es in Stücke.

Doch als die Scherben zu seinen Füßen lagen, ward es plötzlich hell in seiner Seele, er schlug an seine Brust und sprach: „Siehe, mit mir allein kann ich keinen Frieden haben, nun sehe ich, an wem der Fehler ist!“ Und stillschweigend verließ er seine Hütte, und kehrte zurück in's Kloster, und es war fortan Frieden zwischen ihm und den Brüdern, denn er war zur Erkenntniß gekommen, daß der böse Feind in ihm selber war; und wenn wir alle einmal zur gleichen Erkenntniß gekommen wären, wie der fromme Klosterbruder, so müßt es bald besser bei uns stehen, um Ruhe und Frieden in Haus und Hof, in Stadt und Land.

Der Wolf und der Spielmann.

Es ist jetzt in unsern Wäldern und Feldern ge-
heurer als vor Zeiten, denn da gab es nicht nur
zwei-beinige, sondern auch vier-beinige Räuber, die
einem verspäteten Nachtwandler auf den Weg stan-
den, und er durfte von Glück sagen, wenn er mit
dem Schrecken davon kam. Solche Räuber, denen
nicht gut begegnen war, besonders wenn im kalten
Winter der Hunger sie plagte, waren vor kaum
50 Jahren noch die Wölfe. Darum gruben die
Leute damals tiefe Löcher in die Erde, deckten sie
mit Reifig und Laubwerk zu, und brachten so man-
chem jener schlimmen Waldgäste ein wohlverdient-
tes Ende.

Solch eine Grube befand sich auch abseits vom
Wege zwischen zwei Dörfern im Schwarzwalde.
In dem einen Dorfe wohnte ein lustig Schneider-
lein, das hatte auch mehr Sigleder hinterm
Wirthstisch, als hinterm Schneidertisch, und die
Kundschaft im Wirthshaus machte ihm mehr Sor-
gen, als seine eigene Kundschaft. Dazu war er ein
Spielmann und ein lustiger Patron, und wo diese
zwei Dinge beisammen sind, gesellt sich gewöhnlich
auch der dritte Kamerad dazu, nemlich der Haar-
beutel. Wo eine Hochzeit, oder sonst ein lustiger
Anlaß war auf sechs Stunden in der Umgegend, da
durfte der lustige Spielmann nicht fehlen.

Auf der Hochzeit im Nachbardorfe hatte er wie-
der seine Schurren gemacht, und weil er vor und
nach jedem guten Witze, den er zu Tage brachte,
einen Schluck zur Herzstärkung zu nehmen pflegte,
und er natürlich jeden seiner Witze für gut hielt, so
hatte er auch diesmal etwas stark geladen, und als er
mit dem Geiglein unterm Arme um die Mitter-
nachtsstunde durch den Wald ging, dachte er bei sich
selbst: So ein Gläslein über den Durst ist doch
unter Umständen nicht übel, besonders wenn man
Courage braucht.

Zwar ging sein Geleise etwas krumm und quer,
aber er hätte ja den Weg blind gefunden, darum
war er guten Muthes.

Doch diesmal hatte er sich verrechnet. Der Jäger
hatte dem Wolf ein hübsch Weglein ausgehauen
zur Grube, auf dieses gerieth unser armer Schelm;
plötzlich sinkt ihm der Boden unter den Füßen ein,
und wer malt mir schnell das lange Schreckenblasse
Gesicht des Geigerleins, als er im Mondenschein
sich gegenüber die blitzenden Augen eines Wolfes
erblickte, der beim ersten Schrecken über den uner-
warteten vom Himmel gefallenen Besuch sich in die
Ecke geduckt hatte, aber eben die Zähne fletschte,
und sich zu besinnen schien, ob er auch satt werden
könnte von der magern Mahlzeit, die er mit dem
schlotterdürren Geigerlein zu halten im Begriffe
stand.

Da regiert ein guter Schutzengel die Hand des
erschreckten Menschenkinde. Ohne eigentlich zu
wissen, was oder warum, hat er die Geige unterm
Kinn und spielt ein lustig Tänzlein. Der Mitgast
spißt die Ohren, fängt an zu heulen oder mitzusin-
gen, und je länger der Spielmann geigt, desto er-
bärmlicher heult der Wolf, und als jener nun zur
Abwechslung auch ein wehmüthig schmachtend
Stücklein bringt, da wird auch das Heulen des ge-
rührten Zuhörers immer wehmüthiger und jäm-
merlicher und herzerreißender, daß es Stein und
Blein hätte erbarmen mögen, und dem schwizenden
Geigerlein schier die hellen Thränen in die Augen
traten.

Aber wie lange sollte es so fortgehen? Dem
armen Geiger wurde der Arm krämpfig und lahm,
eine Saite war bereits gesprungen, die zweite
knallte entzwei, andere Heuler sammelten sich in
der Nachbarschaft, und es wollte noch immer nicht
Morgen werden. Wie wurde ihm da das Geigen
so lang und so sauer, o wie oft blickte er seufzend
nach oben, ob noch immer kein heller Tagesstrahl
ihm Trost und Hoffnung brächte. Die dritte Saite
war gesprungen. Es dämmerte droben in den Wald-
bäumen, aber, wenn auch die letzte, die einzige Saite
noch abriß! — o er dachte mit Grausen daran; da
hört er plötzlich Tritte im Walde. Der Jäger hat
die unterirdische Musik, vermischt mit dem Gesang
des Wolfes von Weitem gehört, er steht am Rande
der Grube, und erblickt mit Verwunderung die bei-
den Fammeregestalten in den gegenüber stehenden
Ecken der Grube. Schnell legt er die Jagdflinte an
den Backen und vom wohlgezielten Schuß getroffen
liegt der Wolf zu des Geigerleins Füßen.

Wie tief er da aufathmete, wie es ihm da von
dem Herzen fiel, wie ein Centnerstein, das läßt
sich denken. Der Jäger half ihm aus der Grube,
noch fortschlotternd vom Schrecken der Nacht ging
er still nach Hause, hing die Geige an die Wand,
setzte sich auf den Schneidertisch, nahm Nadel und
Faden zur Hand, und wenn wieder ein Hochzeit-
vater oder ein Wirth kam aus der Nachbarschaft,
und den lustigen Spielmann beehrte zum Tanze,
so deutete er bedeutsam an die Wand, wo seine Le-
bensretterin, die Geige hing, und schüttelte den
Kopf. Später, wenn er so Abends nach dem Feier-
abend bei seiner Frau und seinen Kindern saß, und
ihnen seine Leidensgeschichte erzählte, und auf der
ganz gebliebenen Saite die wehmüthigen Stücklein
spielte, mit denen er den Wolf gerührt hatte, wur-
den auch seine Zuhörer zu Thränen gerührt, und
die Mutter gedachte mit dankbarer Seele, wie
Gott den Spielmann durch die Grube des Todes
auf den Weg des Lebens geführt habe.

Die Kinder haben ihre Schutzengel!

So sagt ein altes Sprichwort, und, in der That, es ist schon so manches Kleine wunderbar aus der Gefahr ertretet worden, daß man an das Sprichwort glauben möchte. Haben doch die jungen Kinder die schützenden Fittige ihrer Alten und das Würmlein sein warmes Plätzlein im Schooße der Erde, und die Blume den erfrischenden Morgenstau, daß sie nicht zu Grunde gehen. Und doch geht an einem Menschenleben mehr zu Grunde, als an dem Leben eines Thierleins, und doch kam ja mit einem Kinde vielleicht eine reiche Quelle des Segens für die Zukunft der Menschheit versiegen.

Der Kalendermann hat ein Bäslein, das spielte eines Tages auf einem Scheunenboden im Stroh. Plötzlich rutscht das Stroh, das Mädchen fällt durch die Oeffnung herab 25 Fuß hoch in die Tenne. Mitten in der Tenne stand noch ein Leiterwagen, in dessen spitzen Sprossen das Kind sich spiezen muß. Aber eine unsichtbare Hand lenkt seinen Fall, es fällt etwas seitwärts, bleibt mit den Kleidern an den Sprossen hängen, und dann ohne die geringste Verletzung auf den Boden. Sichtbarer noch waltete die Hand Gottes über einem Knäblein, welches in Genf in der Schweiz, wo man sehr hohe Häuser hat, aus einem Dachlaken sieben Stockwerke hoch herabstürzte. Denn im gleichen Augenblicke fuhr eine Kutsche über die Straße, und eine vorbeigehende Frau nöthigt den Fuhrmann, eine Weile stille zu halten. Da fällt das Knäblein dem überraschten Kutscher auf die Schulter, von da auf die Pferde, und gleitet dann zwischen diesen herab auf das Pflaster. Keines der Pferde rührte sich, ein Vorübergehender hob den Knaben schnell auf, und brachte das wunderbar behütete Kind in die Arme der überraschten Eltern.

Unkraut verdirbt nicht!

So lautet aber auch ein ander Sprichwort, und man kommt wirklich auch oft in Versuchung, an dieses Wort zu glauben. Denn es wäre nach menschlicher Art zu denken wahrlich oft scheinbar für Manchen und für die Menschheit besser gewesen, wenn so ein Unkraut früher heimgegangen wäre. Aber es ist Alles in der Welt für etwas gut, nur sehen wir eben durch die blaue Brille unserer menschlichen Kurzsichtigkeit nicht alles im rechten und klaren Lichte.

Davon auch ein Beispiel. Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges lebte in einer pommerischen Stadt ein Erzschelm. Von Kindesbeinen auf war er ein Taugenichts. Das Stehlen war sein liebstes Handwerk, das Nütziggehen seine angenehmste Beschäftigung, und zum Galgenvogel fehlte ihm

nichts als Strick und Galgen. Doch, der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht. Endlich im 20sten Jahre wurde er wegen eines Mordes zum Tod verurtheilt, und zwar am Galgen. Das Volk stand versammelt, der arme Sünder auf der Leiter, sein guter Freund, der Henker, neben ihm, und der Strick wurde ihm, nemlich dem armen Sünder, eben um den Hals gelegt. Da ertönt plötzlich der Schreckensruf: Die Schweden kommen! die Schweden kommen! Wie die Spreu vor dem Winde, so stob da Alles auseinander, mit einem Satz war der Henker von der Leiter, und der Galgenvogel wäre ohne Zweifel auch davon geflogen, wenn der ungeschickte Strick am Halse ihn nicht noch gehalten hätte. Doch dem schaffte er auch Rath, er löste denselben bedächtig auf, stieg von der Leiter, und stand allein unter dem Galgen. Doch nicht lange, denn von dieser Seite her kamen die Schweden, und bald stand er mitten unter ihnen.

Von seiner kurz vorher noch so gefährlichen Stellung erzählte er natürlich dem schwedischen Hauptmanne nichts, sondern trat sogleich als Freiwilliger unter die Schweden, und kämpfte von da unter dem großen frommen Schwedenkönig Gustav Adolph, dann unter seinen Feldherrn in Deutschland. Tapferkeit und Pünktlichkeit im Dienste erhoben ihn bald zu höhern Stellen.

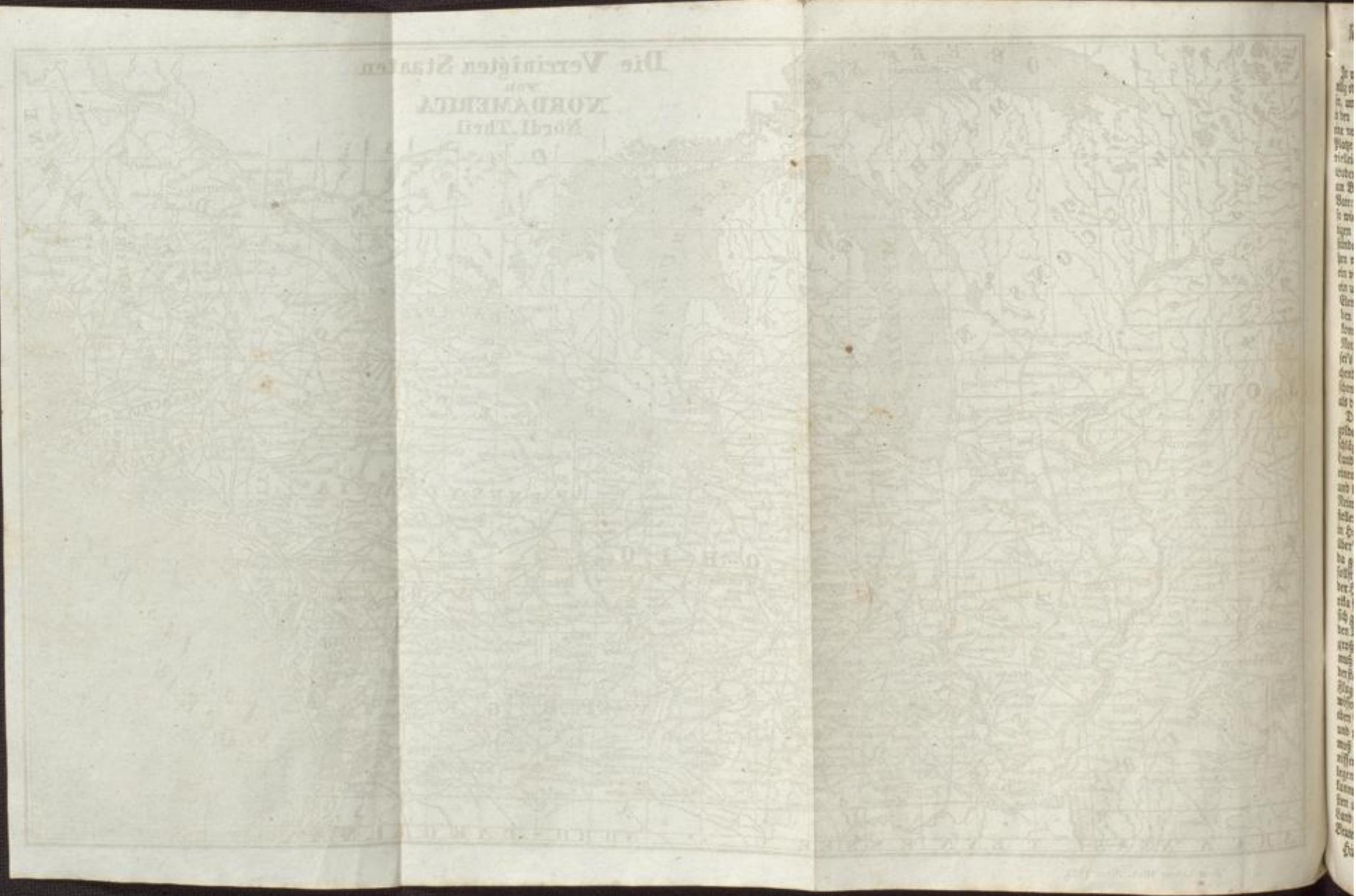
Nach 20 Jahren kam in das pommerische Städtlein eine Sendung mit 6000 Gulden, von wem wußte man nicht, aber ein Brief bestimmte das Geld zu einem Waisenhause. Bald kam noch mehr Geld, und endlich kam ein Brief, worin der Uebersender sich nannte, seine Schicksale erzählte, ehrenhafte Zeugnisse über seine Rechtchaffenheit und Unbescholtenheit, über seine Tapferkeit und Pflichttreue beilegte, und um die Erlaubniß bat, in seine Vaterstadt zurückkehren zu dürfen. Es war der vom Galgen Gerettete. Er bekam natürlich die Erlaubniß, kehrte heim und lebte von da an noch bis in das späte Alter, als ein unermüdlicher Wohlthäter und treuer Freund seiner Mitbürger, als ein Vorbild zu allem Schönen und Guten.

Ob es freilich gut wäre, so alle Galgenvögel fliegen zu lassen, und ob alle so gut ausfallen würden, wie der pommerische, das ist eine andere Frage.

S p r ü c h e.

In Worten nichts, in Werken viel,
Führt am geschwindesten zum Ziel.

Gar freundliche Gesellschaft leistet uns
Ein ferner Freund, wenn wir ihn glücklich wissen.



Die Vereinigten Staaten
von
NORDAMERIKA
Nord. Theil



Nordamerika.

(Mit einer Karte.)

In unsern Tagen, in welchen Tausende freiwillig oder gezwungen ihr altes Vaterland verlassen, um über dem Weltmeer, und zwar besonders in den vereinigten Staaten von Nordamerika sich eine neue Heimath zu gründen, ist es gewiß am Plage, wenn wir den lieben Landsleuten, denen vielleicht Lust kommen könnte, dem heimatlichen Boden den Rücken zu kehren, und denen, die schon am Bündeln sind, einen Wegweiser in ihr neues Vaterland mitgeben, der ihnen im Allgemeinen, so wie in einzelnen Zügen, ein Bild ihrer zukünftigen Heimath vor Augen führt, und sie unter Umständen vor Schaden bewahren kann. Denn es ziehen wahrlich leider Tausende fort, und verlassen ein vielleicht farges aber sicheres Brod, um dafür ein unsicheres oder gar bittere Noth und endloses Elend aufzusuchen; doch nein, endlos ist auch drüben überm Weltmeer das Elend nicht, denn es kommt am Ende Jedem ein Stündlein, das aller Noth ein Ende macht, und dem müden Wanderer, sei's in der Heimath, sei's in der Fremde, die brechenden Augen zudrückt. Und es haben wahrlich schon Viele drüben das Stündlein herbeigewünscht, als den einzigen Ausweg aus ihrem Jammer.

Darum ist es wohl das Erste, daß man sich die goldenen Träume und Lustschöffer aus dem Sinne schlägt, wenn man hinüberfährt in's ferne, fremde Land, daß man sich nicht weiß machen läßt, als ob einem dort die gebratenen Tauben in's Maul flögen, und die Thaler im Trog von selber Junge machten. Nein, man muß sich recht deutlich und klar vorstellen, daß man dort Mühe und Arbeit und Sorge in Hülle und Fülle zu erwarten hat, weil eben auch über'm Weltmeer der Herr das Regiment führt, der da gesagt hat: „im Schweiß deines Angesichtes sollst du dein Brod essen.“ Die Glücksfinder, denen der Holzschlägel auf der Bühne kalbert, sind in Amerika fast eben so dünn gesät wie in Europa, und wer sich gar einbildet, er könne dort Trauben lesen von den Dornen und Feigen von den Disteln, der ist ein großer Thor jenseits wie diesseits. Besonders aber muß der deutsche Auswanderer, wenn er den Wanderstab ergreift zur weiten Reise, und wenn er im Fluge der Winde hinüber fährt an die fremde Küste, wissen, daß dort drüben wenigstens eben so viele und eben so schlaue Epigbuben sind, und ihr Wesen freier und ungehinderter treiben, als hier zu Land. Er muß mit Sitten und Gewohnheiten, mit Verhältnissen und Einrichtungen, mit Anstalten und Gelegenheiten seiner neuen Heimath zum Voraus bekannt sein, ehe er sie beiritt, damit er nicht beim ersten und zweiten Schritt, den er an's wildfremde Land setzt, eine sichere Beute wird der Gaunerei und Beuteschneidererei. Er muß zum Voraus wissen,

was er drüben will, wohin er gehen, was er anfangen will, damit er nicht in vergeblichen Versuchen und ziellosem Suchen und Umherziehen das bischen Geld, das er dort an's Land bringt, verschleudert, ehe er eine feste Stätte und sicheres Brod hat. Er muß, und dies so wie das oben Gesagte gilt natürlich vornehmlich vom Haus- und Familienvater, er muß wissen, daß der arme Teufel, der drüben wenig oder gar keine klingende Münze an's Ufer bringt, eben so gut wie bei uns, ja noch weit mehr Gefahr läuft, mit Weib und Kind zu verhungern; denn nirgends weniger als in Amerika fragt der Nachbar nach dem Nachbarn, der Mensch nach dem Menschen, der Freund nach dem Freunde, nirgends mehr als dort heißt es: Hilf dir selber, wenn du nicht verhungern willst.

Es ist wahr, wer ein ordentlich Stück Geld hineinbringt, kann Land und Boden dafür kaufen so viel er braucht; aber er darf ja nicht die Rage im Sack kaufen, er muß selber sehen, eh' er zuschlägt; denn oft kauft so ein armer Tropf ein Stück Land wie ein halbes deutsches Fürstenthum um ein paar hundert Thaler; aber wenn ihm die goldenen Vögel aus der Tasche ausgeflogen sind, und er unter Noth und Mühsal eine Reise von mehreren hundert Stunden an Ort und Stelle gemacht hat, da ist sein halbes Fürstenthum ein einsam, von Menschenkindern weit enferntes Stück Wald und Sumpf und Heide, und, wenn er auch hundert Hände hätte zum Umhauen und Ausstocken, zum Gräbenmachen und Anpflanzen und Hausbauen, er kann eben doch vor dem nächsten Jahr keine Ernte haben; er hat kein Geld mehr, kein Schiff und Geschirr, und wenn er's hätte, wohin soll er seine Ernte, wohin soll er sein Holz verkaufen, da er weit und breit nicht Weg und Steg, weit und breit keine Käufer hat? So ist schon Mancher hinausgezogen in die wüste Wildnis den weiten, langen Weg, und wenn er am Ziel der Reise war, hat er mit Weib und Kindern wieder den Wanderstab zur Hand genommen und ist wieder zurückgekehrt zu den Menschen und ihren Wohnungen, glücklich, wenn er nicht unterwegs Weib oder Kind im dunkeln Urwald hat begraben müssen.

Doch wer sich wohl umsieht, ehe er die weite Reise macht, und sich versorgt mit dem Nöthigen, und sich guten Rath und gute Lehre holt, wo sie zu finden ist, der kann sein Glück drüben machen, und das soll den hinkenden Boten herzlich freuen, besonders, wenn er sich denkt, daß er vielleicht mit dem lieben deutschen Landsmann hinüber hinkt oder schiff in die neue Heimath, und daß der Landsmann in der Fremde noch manchmal seinen deutschen Freund, den Hinkenden von der Wand nimmt, und sich an seinen lehrreichen oder spaßigen Geschichten erbaut, und dabei denkt: der hat mir doch mit seinem guten Rathe manches genügt! — Also in dieser Hoffnung frisch auf nach Amerika, aber

Hink. Bote 1853.

D



nicht im Schiff und Weltmeer, sondern vorderhand nur in Gedanken und auf der Landkarte!

Amerika ist bekanntlich eine neue Welt. Vor 400 Jahren wußte man davon so gut wie nichts. Zwar hatten schon in viel ältern Zeiten die Griechen und Römer eine dunkle Ahnung von dem Dasein eines großen, fernen Landes jenseits des Weltmeers, ja man behauptet sogar, es seien in Amerika alte römische Münzen und Denkmäler gefunden worden, ein Beweis, daß schon Römer nach Amerika gekommen seien; aber davon lesen wir nichts Genaueres in den Schriften des Alterthums, und wenn auch vielleicht einmal der Sturm ein römisches oder mit römischen Sitten bekanntes Schiffsvolk über das Meer hinüber nach Amerika getrieben hat, so ist es eben dort geblieben, und man hat in ihrer Heimath nichts weiter davon erfahren.

Daß aber schon vor 800 und 900 Jahren der nördliche Theil von Amerika von dem kühnen Seevolke der Normannen von der Insel Island und von Norwegen aus entdeckt und wegen seines damals noch grünenden Erdbodens Grünland, Grönland genannt wurde, weiß der Leser schon aus dem vorletzten Kalenderbericht über die Grönländer. Doch gingen auch diese Ansiedlungen der Europäer in Amerika wieder zu Grunde, und das Land mußte vor vierthalbhundert Jahren wieder ganz von Neuem aufgesucht werden. Dieses Verdienst kommt vorzüglich einem denkenden und entschlossenen Manne Namens Christof Kolumbus zu, welcher nach mehrfachen vergeblichen Bitten bei verschiedenen Regierungen, endlich von der spanischen Königin Isabella drei Schiffe erhielt, und mit denselben am 3. August 1492 von Spanien abfuhr. Während dieser Fahrt ging dem Schiffsvolk die Geduld aus, sie empörten sich gegen Kolumbus, und verlangten wild und stürmisch Umkehr nach Spanien. Er aber blieb fest und unbeweglich, und endlich, als er ihrer Gewalt nicht widerstehen konnte, da sie ihn in's Meer zu werfen drohten, bat er sie nur noch um drei Tage Frist; wenn in dieser Zeit kein Land erscheine, wolle er in Gottesnamen in ihr Begehren willigen. Schon war der dritte Tag erschienen, schon mußte Kolumbus auf das Schlimmste von Seiten seiner fürchtbar erbitterten Mannschaft gefaßt sein, da ertönt hoch von der Spitze des Mastes aus dem Mastkorbe der Ruf: Land! und, wie von einem Sturmwind herbeigerissen, stürzt Alles, was laufen kann, auf das Verdeck des Schiffes, und Land! Land! Land! tönt es von Munde zu Munde, und die vorher mit wildem Gebahren den treuen Führer hatten in des Meeres Tiefe versenken wollen, liegen jetzt um Vergebung und Gnade bittend zu seinen Füßen und Küßen, mit Thränen seliger Freude in den Augen, den Saum seines Gewandes.

Am 7. Oktober, also 65 Tage nach dem Tage

der Abfahrt, beiraten sie eine große Insel. Hier wurde eine Niederlassung gegründet, und Kolumbus kehrte, nachdem er noch mehrere größere und kleinere Inseln entdeckt, nach Spanien zurück. Viermal fuhr er so von Spanien nach Amerika, und entdeckte immer mehr Land und Inseln; aber für die Verleumdung steht auch das Größte und Herrlichste auf Erden nicht zu hoch. Auch er wurde bei seiner Regierung verleumdert, und der Entdecker Amerika's starb in Ketten im Gefängniß.

Vor ihm waren zwar schon einzelne Theile Amerika's aufgefunden worden, aber die eigentliche planmäßige Entdeckung ist doch sein Werk. Erst 7 bis 8 Jahre nach seiner ersten Fahrt gab ein Seefahrer Namens Amerigo eine Beschreibung der entdeckten Länder heraus, und nach ihm bekam der neue Welttheil den Namen Amerika.

Der ganze Welttheil Amerika besteht aus zwei großen Hälften, Nordamerika und Südamerika, welche durch die 10 bis 12 Stunden breite Landenge von Panama mit einander verbunden sind. Außerdem liegt auf der Ostseite der Landenge eine große Anzahl kleinerer und größerer Inseln, welche zusammen Westindien genannt werden, und welche Kolumbus zuerst entdeckte. Nordamerika ist etwas größer als Südamerika, und zu demselben gehören vor allem die sogenannten „Vereinigten Staaten“, welche das Hauptziel aller unserer auswandernden Landsleute sind. Außerdem haben noch die Engländer und Russen Besitzungen darin. Die Vereinigten Staaten haben ihren Namen daher, weil sie aus 28 bis 30 einzelnen Staaten bestehen, welche miteinander eine gemeinsame Regierung und einen allgemeinen Bund haben, während sie für sich und in ihren besondern Angelegenheiten unabhängig sind. Um die Rechte eines Staates zu erhalten, ist eine Bevölkerung von 60,000 freien Bürgern erforderlich. Von den Staaten werden Abgeordnete in den Congress gewählt, dieser theilt sich in Senat oder erste Kammer und Repräsentantenhaus oder zweite Kammer, und der Senat wählt einen Präsidenten, welcher für vier Jahre die höchste Gewalt hat.

Das Gebiet der Nordamerikanischen Freistaaten erstreckt sich von dem atlantischen bis an das stille Meer durch die ganze Breite des Welttheiles, was eine Entfernung von etwa 1200 Stunden ist. Auf der Westseite, d. i. auf der linken Seite unserer Karte, ziehen sich die hohen, rauhen Felsengebirge durch die ganze Länge des Landes von Norden nach Süden, und machen den Landweg von einer Seite Amerika's nach der andern noch beinahe unmöglich, jedenfalls sehr beschwerlich. Auf der andern, östlichen Seite, liegt das schöne Alleghanygebirge, und in dem durch diese beiden mächtigen Gebirgszüge gebildeten gewaltigen Thale fließt, weit aus dem Norden herab, wie eine breite, Leben führende

Pulsader, der breite Mississippi, der Vater der Gewässer, wie ihn die Indianer nennen.

Der Flächenraum dieses großen Landes beträgt etwa 160,000 Geviertmeilen, und darauf wohnen jetzt etwa 24 Millionen Einwohner, während nach dem Verhältnis der Bevölkerung von Europa etwa 200 Millionen Raum hätten; also haben wir noch Aussicht genug zum Auswandern, und keine Ueber-eilung nöthig wegen des Zuspätkommens.

Der Theil des Landes, nach welchem meistens unsere Reisenden gehen, nämlich die Staaten im Nordosten, sind hügelig, gegen Süden hin und gegen Mexico ist flaches Sand- oder Marsch- und Sumpfland. An den Flüssen und ihren Mündungen sind lange Strecken angeschwemmten Landes, und besonders an den Ufern des Mississippi und seiner Seitenflüsse liegen fruchtbare Niederungen, „Bottoms“ genannt. Rückwärts der Ostküste, in's Land hinein, gegen die Alleghanygebirge hin, welche zum Theil blaue, zum Theil weiße Berge heißen, zieht sich eine fruchtbare, angenehme, mit schönen Thälern untermischte Gegend hin, und hinter diesen Gebirgen liegt das große Mississippithal mit seinen Seitenthälern und Seitenflüssen, eines der er-träglichsten und fruchtbarsten Landstriche auf der Erde.

Im Westen sind diese Thäler begrenzt von den obengenannten Felsengebirgen Rocky Mountains (Sprich Mauntans). Einerseits von diesen mächtigen, wilden Bergen fließt der Missouri, der Arkansas und der rote Fluß in den Vater der Gewässer, andererseits der Franzisko, Colorado und Columbia hinüber in das Goldland Californien und in den stillen Ocean. An der Nordgränze des Landes fließt der St. Lorenzfluß, welcher wie eine Ader das Verbindungsglied bildet zwischen den fünf großen Seen im Norden der Vereinigten Staaten, und durch den Lorenzbusen in das atlantische Meer mündet. Außerdem strömen nach allen Küsten hin aus dem Innern eine große Menge von Flüssen, zum Theil für Seeschiffe fahrbar, welche allenthalben als Verbindungsstraßen für Handel und Wandel dienen.

Der Lauf des Mississippi selbst, der immerhin als das Hauptziel der Auswanderung gelten muß, hat etwa eine Länge von tausend Stunden, seine Tiefe beträgt durchschnittlich 120 Fuß, seine Breite etwa 10 Minuten. Von seiner Quelle an bis zum St Antonisfall fließt er bald durch Seen und Sümpfe mit wildem Reis, bald zwischen hohen Felsenuffern, dunkeln Tannenwäldern und ungeheuern Grasbe-nen, sogenannten Prairien, die von Bären, Wöl-fen, Rehen, Elenthieren, Büffeln bevölkert sind.

Unterhalb der Fälle bilden weite Strecken angeschwemmtes Land und undurchdringliche Wälder seine Ufer. Erst von der Mündung des Wiscon-sin an zeigen sich Spuren von menschlichem Anbau.

Von da an aber bis zum Missouri liegen im Westen herrliche Prairien, im Osten dichte Wälder; die fruchtbaren Flußthäler erweitern sich, und erreichen eine Breite von 3 bis 4 Stunden. Nahe am Einfluß des Missouri liegt St. Louis, der Mittelpunkt der Ansiedelung in diesen Gegenden. Von hier abwärts besteht das Ufer aus sonderbar gebildeten Felsenhöhen, welche bald bis in den Fuß hereintreten, bald etwas zurückstehen. Vom Einfluß des Ohio (sprich Oheio) an, ziehen sich diese Felsenketten mehr und mehr zurück, das fruchtbare Uferland wird breiter und breiter, bis es eine Ausdehnung von 12, 20 und zuletzt von 60 Stunden erreicht. Indes besteht mehr als die Hälfte dieses untern Uferlandes aus Sümpfen, undurchdringlichen Wäldern und Schilfrüchen, und bildet im Frühjahr, wenn der Schnee von den Bergen kommt, einen unübersehbaren See. Nur an einzelnen Stellen, wo ein Felsenrücken, Bluff genannt, sich an das Ufer hinreckt, hat des Menschen Hand Wohnungen und Städte gegründet, z. B. Memphis, Vicksburg, Natchez.

Diese Gegend der vereinigten Staaten, in welcher St. Louis liegt, ist unstreitig die beste für Auswanderer, weil sie, wie wenig andere Gegenden, alles das vereinigt, was zum gedeihlichen Leben und Fortkommen wünschenswert und nöthig erscheint, nämlich gesundes Klima, reichen, ergiebigen Boden, Bergwerke, Salz, Wiesengründe, mächtige Wäldungen, und zudem zahlreiche Verbindungswege zu Wasser und zu Lande nach allen Richtungen hin. Ja es wird nicht lange anstehen, so wird St. Louis eine der wichtigsten, wo nicht die wichtigste Stadt dieses großen Reiches sein. Nehmen wir dazu, daß die Stadt selbst die Gegend vorzugsweise von deutschen Auswanderern bevölkert ist, so kommt für unseren wandernden Landsmann ein neuer Anziehungsgrund hinzu.

Neuerdings hat sich der Zug der Auswanderung besonders auch nach Norden gegen die Seen gewendet, und wenn auch die Gegend dort nicht so mild, der Boden nicht so fruchtbar ist, wie im Mississippithal, so bietet doch auch diese Richtung wieder ihre eigenen Vortheile, namentlich den, daß dort das Land verhältnißmäßig wohlfeiler, die Luft unserer Heimathluft entsprechender ist, und daß der einwandernde Deutsche weniger von zuströmenden Amerikanern selbst in seiner Niederlassung gestört wird, als in den südlichen Gegenden.

Das Klima muß natürlich bei der großen Ausdehnung eines Landes, dessen Breite etwa 1200, dessen Länge 700 Stunden beträgt, sehr verschieden sein.

In der nördlichen Gegend der Seen ist es rauh und winterlich, im Süden des Landes, in Louisiana, Alabama, Georgien, Florida sehr heiß, nördlich am atlantischen Ocean der Winter sehr kalt, der

Sommer heiß, in den Thälern des Ohio, Mississippi und Missouri die Luft durchweg lieblich und mild. Die Nähe der Felsengebirge aber, auf denen ewiger Schnee liegt, hat sehr strenge Winter. Jenseits dieser Gebirge ist das Klima dem der wärmern Gegenden Europa's ziemlich ähnlich.

Im Allgemeinen ist das Klima in Nordamerika noch rauher als bei uns, was aber offenbar von den vielen Wäldern herrührt, die noch das Land bedecken, und mit zunehmendem Anbau sich zusehends ändert. Eins ist aber auffallend, daß nemlich ein außerordentlich schneller und bedeutender Wechsel von Wärme und Kälte, von verschiedenen Winden, von Trockenheit und Regen oft an einem Tage eintritt, weshalb der Auswanderer, um gesund zu bleiben, sich in der Kleidung vorsichtig zu nehmen hat.

Die häufigsten Krankheiten sind Gallenfieber, Ruhr, kalte Fieber, im Süden die Hitzblattern und das gelbe Fieber.

Ueber die Einwohner des Landes und ihre Eigenthümlichkeit, über Kirchen-, Schul- und Unterrichtswesen, über das eigentliche amerikanische Leben, so wie die verschiedenen Erzeugnisse der Natur, ein andermal, darum setzt an die Reise selbst!

Hat der Auswanderer seine Angelegenheiten in der alten Heimath vollständig geordnet, so tritt er in Unterhandlung mit einem Schiffsmakler oder mit dessen Agenten, läßt sich die Bedingungen mittheilen, bespricht sich darüber mit dem einen oder dem andern verständigen Mann, denn vier Augen sehen mehr als zwei. Gefällt ihm Alles, so bestellt er sich Plätze, und zahlt dafür einen Theil der Fracht voraus. Dafür erhält er einen Schein, auf welchem der Name des Schiffes, der Tag des Eintreffens im Abfahrtshafen, die Zeit der Abfahrt von da, und die Entschädigung genau angegeben sein muß, welche bezahlt wird, wenn das Schiff nicht auf die bestimmte Zeit abgeht. Ist die Verköstigung auf dem Schiff mit inbegriffen, so muß der Schein noch besagen, worin die Kost auf der Reise bestehen, und wie viel Trinkwasser täglich verabreicht wird.

Die gewöhnlichen Einschiffungsplätze sind Hamburg, Bremen, Antwerpen, Rotterdam, Havre. Von welchem dieser Häfen die Ueberfahrt am räthlichsten sei, darüber ist in der letzten Zeit hin und her gestritten und geschrieben worden, und jeder Ort hat so mancherlei für sich und gegen die andern geltend gemacht, daß es wahrlich schwer hält, selbst für den Kalenderschreiber, daraus klug zu werden, besonders weil es natürlich ist, daß überall der Profitsehler durchschaut, der seine Schäflein zum Scheitern haben möchte. Es ist allerdings früher in den fremden Häfen, in Holland, England und Frankreich, den armen Auswanderern oft schlecht genug

gegangen. Allein dadurch, daß namentlich auch die deutschen Seeplätze Hamburg und Bremen neuerdings sich mehr mit dem Befördern von Auswanderern abgeben, sind eben auch die Fremden genöthigt, die Leute anständig und gut zu behandeln, so daß es am Ende ziemlich einerlei ist, welchen Weg man nimmt, denn auf jedem trifft man ehrliche Leute, die einem mit Rath und That an die Hand gehen, aber auch auf jedem Spitzbuben, die man sich drei Schritte vom Leibe halten muß.

Es besteht an jedem Einschiffungsorte eine obrigkeitliche Commission, welche die Pflicht hat, das Schiff zu untersuchen, die vorhandenen Vorräthe an Speise und Trank zu prüfen, und darüber zu wachen, daß kein abgehendes Schiff von Reisenden überfüllt sei.

Gut und rathsam ist es nun, wenn die Auswanderer auf einem Schiffe sich zu 20 bis 50 Familien gesellschaftlich verbinden, einen Vorstand wählen, und diesem die Leitung ihrer gemeinsamen Geschäfte übertragen. Dadurch kommt sie Alles wohlfeiler, und was Einer im Namen von Hundert sagt und thut, gilt mehr und wirkt besser, als was Einer für sich anzubringen hat. Der Führer besorgt insbesondere die Ueberfahrtsverträge, und stellt ein genaues Verzeichniß der ihm anvertrauten Personen aus.

Die auswandernde Person selbst muß versehen sein: 1) mit einem Paß oder einer Auswanderungserlaubnis seiner Heimathsbehörde, 2) mit einem Zeugniß über seinen Lebenswandel, 3) mit Tauf- und Heirathschein. Was die mitzunehmenden Fahrnisse betrifft, so belästige sich Niemand mit Hausrath, weil ihn das zu theuer kommt, weil er unterwegs dadurch viel Scherereien hat, und ihm am Ende die Hälfte davon zu Grunde geht.

Dagegen soll sich Jeder versehen mit metallenen Küchengeräth, mit Weißzeug, besonders Leibwäsche und Kleidungsstücken, von Federbetten mit Kopfkissen und höchstens einem Unterbett, weil Matratzen von Seegras und wollene oder baumwollene Decken auf dem Schiffe viel zweckmäßiger sind.

Eine solche Matratze kostet z. B. in Hamburg 3 fl. 30 kr., eine wollene Decke etwa 3 fl. Reist man in das nördliche Amerika, d. h. in die Gegend der Seen, so ist es gut, sich etwas besser mit Bettwerk zu versehen.

Jeder muß auf das Schiff mitbringen sein eigen Bett, Eß-, Trink- und Waschgeschirr.

Handwerkzeug mitzunehmen ist gut, aber wenn viel Holz daran ist, lasse man dies zurück, weil die Fracht zu theuer käme.

Jedenfalls packe man alles, was man während der Reise braucht, besonders in eine beschlüssige Kiste mit flachem Deckel, und vergesse nicht, darin ein Faß für Kamm, Rasirzeug, Schwamm, Spiegel anzubringen. Alles Andere kommt auf dem

Schiff in einen besondern Raum, und bleibt für den Reisenden bis zur Landung unzugänglich. Dabei vergesse ja Keiner, alles mit seinem Namen genau zu bezeichnen.

Die Preise für die Ueberfahrt selbst sind natürlich verschieden, und richten sich auch nach der vorhandenen Gelegenheit, doch werden dieselben vor der Abreise aus der Heimath durch besondere Agenten festgemacht, und stellen sich im Durchschnitt für das Zwischendeck etwa so:

Von Bremen nach Neu-York mit Kost für Personen über 8 Jahre 56 bis 80 fl., für Jüngere ein Zehntel weniger.

Von Bremen nach Neu-Orleans oder Galveston mit Kost 80 bis 100 fl.

Die Kost ist Morgens Kaffee, Brod und Butter, Vormittags ein Glas Brantwein, Mittags $\frac{3}{4}$ Pfund gefalzen Dönsfleisch, oder $\frac{1}{2}$ Pfund gefalzen Schweinefleisch, oder $\frac{1}{4}$ Pfd. Speck, nebst Erbsen, Reis, Sauerkraut oder Kohl, Abends Thee, Kaffee oder Ueberbleibsel von Mittag.

Die Preise aller Bremer Schiffe sind gleich, und die Hamburger stimmen damit überein.

Von Antwerpen und Rotterdam nach Neu-York mit Kost 60 bis 70 fl.

Von Liverpool nach Neu-York mit Kost 68, für Kinder unter 10 Jahren 50 fl.

Von Havre nach Neu-York ohne Kost, aber mit Bettstellen, Wasser, Feuer und Arznei, für Personen über 10 Jahren 50, unter 10 Jahren 42 fl., unter einem Jahre nichts. Für Lebensmittel, wenn man sich nicht selbst verköstigen will, wird berechnet: Bei Erwachsenen 18 fl. 30 kr., bei Jüngern 9 fl. 24 kr.

Beim Einschiffen hat sich Jeder, der sich selbst verköstigt, mit den nöthigen Speisevorräthen zu versorgen, welche hauptsächlich in Zwieback, geräuchertem Fleisch, Hülsenfrüchten und gedörtem Obst bestehen. Dazu nehme man vor der Abfahrt wo möglich noch etwas Milch, Essig, Wein, Brantwein, Fleischbrütkuchen, zum Waschen Seewasserseife, gegen Magenbeschwerden und wohl auch gegen die Seekrankheit etwas Hofmännische Tropfen. Ein sicheres Mittel gegen die Seekrankheit, die sich durch Brechen und Kopfweh äußert, gibt es nicht; die freie Luft auf dem Verdeck, und wenn das Uebel kommt, Niederliegen, besonders mehr nach der Mitte des Schiffes, Enthaltens von süßen Speisen, Reinlichkeit, öfteres Lüften der Betten und ein heiterer Sinn können dagegen nicht genug empfohlen werden.

Nun aber kommen wir mit Gottes Hilfe am Ufer der neuen Heimath an, in vielfacher Beziehung treten wir in eine neue Welt ein, und die Gefahr, am Ziele der Reise noch Schiffbruch zu leiden, nemlich nicht auf dem Meere, sondern am trockenen Lande, nicht in den Wellen, sondern in den Hän-

den betrügerischer Gauner, ist uns wahrlich nie näher gewesen, als jetzt. Ehe das Schiff landet kommt ein Arzt und untersucht den Krankheitszustand, weshalb es sehr zu empfehlen ist, daß die Reisenden vorher sich selbst und alle Schiffsräume gehörig in Stand setzen, säubern, aufputzen, so gut es geht, damit alles sein appetitlich und gesund in die Welt sieht, sonst könnte es Einem geschehen, daß er für krank erklärt würde, und noch länger auf dem Schiff bleiben müßte, bis er völlig unverdächtig erschiene.

Dann kommt der Zollmann, denn auch in Amerika giebt's Zöllner und Sünder, trotz der Republik. Zollfrei sind Haus-, Acker-, Handwerks-, Küchengeschirr, Leib- und Bettwäsche, Kleider und dergleichen, auch Sämereien und Pflanzen, zollbar alle andern Waaren, und wer beim Schmuggeln ertappt wird, verliert die Waare und wird noch besonders gestraft. Also das thut nicht gut, und wem sein Geld oder seine Haut lieb ist, der läßt es bleiben. Nun aber kommt eine wahre Fluth von Mäklern und Agenten über den armen Ankömmling daher, und leider müssen wir es sagen, diese Hallunken und Gauner sind größtentheils liebe deutsche Landsleute. Da heißt es nun aufgepaßt! und bleib mir vom Leibe! Und wenn sie dir auch gebratene Tauben auf dem Teller präsentiren, und wenn sie dir auch goldene Berge versprechen, es ist alles eitel Lug und Trug und Deutelschneiderei, und wenn du ihnen nur den kleinen Finger gibst, so haben sie dir gleich die ganze Hand. Hüte deine Siebenschachen gehörig, begib dich in ein Wirthshaus in der Nähe, erkundige dich da, wie viel du für Herberge, Frühstück, Mittag- und Abendessen und für das Aufheben deines Gepäcks für 24 Stunden zu bezahlen hast, und wenn du mit dem Preise einig bist, so richte dich vorderfamst ein.

Der gewöhnliche Preis dafür ist in der Stadt Hannover Libertystraße No. 128 bei Wilhelm Müller, in Greenwichhause, Greenwichstraße No. 28 bei Kliebner, in Chateaufeahotel, Ecke der William- und Duanestraße, bei Vieven $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Dollar, also 1 fl. 12 bis 1 fl. 48 kr.; man rechnet nemlich den Dollar zu 2 fl. 24 bis 30 kr., 10 Cents machen ein Mill, 10 Mills einen Dollar oder 100 Cents einen Dollar.

Und nun, lieber Landsmann, müssen wir dir vor der Hand Glückauf wünschen zum weitem Fortkommen, sonst haben wir für andere Dinge im Kalender keinen Platz mehr. Aber das nächste Jahr wollen wir auch weiter in's Land hinein, und sehen, ob wir nicht darüber noch etwas zu sagen haben. Hoffentlich hast du bis dorthin dir eine neue Heimath gefunden, und kannst uns in deiner Waldhütte oder deinem Blockhaus mit einem frischen Bärenschinken, wenn auch aus dem Schweinsfall gebürtig, und einem Gläschen Whisky aufwarten,

und bei einem Pfeilstein ächten Amerikaners in Bezaglichkeit vernehmen, was der Lehrer Stelzfuß aus der alten Heimath Neues zu berichten hat.

Der Kriegsgefangene.

(Mit einer Abbildung.)

Der erste Tag der blutigen Schlacht bei Leipzig war zur Hälfte vorüber. Murat hatte an der Spitze seiner Reiter einen mißglückten Angriff auf die Preußen und Oesterreicher bei Bachau ausgeführt, sich aber eben so schnell links auf eine Abtheilung russischer Infanterie und Gardereiterei gestürzt, diese zurückgetrieben, und durch die nachfolgende französische Infanterie war der Ort Gossa besetzt worden. Bei den ersten Häusern des Dorfs lag ein schwer verwundeter russischer Offizier; die Seinen waren zurückgeschlagen. Eine Kugel hatte ihm den linken Arm zerschmettert, eine andere war ihm durch den Schenkel gedrungen, und so war er der Willkür des heranstürmenden Siegers preisgegeben. Alfred F., ein junger, französischer Kürassieroffizier aus einem Städtchen des damals französischen linken Rheinufers, bemerkte den Hülflosen, auf welchen eben eine Schaar erbitterter Infanteristen einstürmte, um ihn den letzten Gnadenstoß zu geben. Mit einem Sprunge seines schäumenden Pferdes ist er an seiner Seite, wirft sich den Wüthen entgegen, und rettet ihn vom Tode. (Siehe die Abbildung.) Mit kräftigem Arme zieht er den Geretteten zu sich auf das Pferd, bringt ihn zur nächsten Hütte, trägt ihn in die verlassen Räume, reicht ihm die halbleere Feldflasche, und einen Händedruck zum Abschied, der nur von einem dankbaren Blicke des Russen erwidert wird, und eilt den Seinen nach im stürmenden Siege. Aber bald wendet sich der flüchtige Sonnenblick des Glückes wieder von den französischen Ablern, auf Leipzigs blutgetränkten Feldern geht am 18. Oktober die Siegessonne Napoleons unter, und in Eilmärschen ziehen sich die geschlagenen Massen dem Westen Deutschlands und dem Rheine zu.

Noch einmal führte Napoleon am 30. und 31. Oktober seine Schaaeren bei Hanau in unvermeidlichen Kampf gegen Bayern und Oesterreicher, und wie der Tiger zwar gesättigt an Blut, aber mit innerlichem Grimme zurückweicht vor der andringenden Uebermacht seiner Gegner, so zog der überwundene Riese des achtzehnten Jahrhunderts sich den Grenzen seines Reiches zu. Blutgefilde lagen hinter seinen ehernen Fußstapfen, Tausende und aber Tausende bedeckten die zahlreichen Wahlstätten Deutschlands und Rußlands, in gelichteten Reihen begrüßten die heimkehrenden Schaaeren den Boden des Vaterlandes. Unter ihnen befand sich auch Alfred. Denn obwohl deutscher Erde

Sohn, hing er doch mit dem ganzen Feuer seiner Seele, mit der ganzen Kraft kriegerisch-ritterlicher Begeisterung an dem Manne, in dessen rühmbedeckter Umgebung Tausende auch für sich grünende Verbrüderungen fanden, und er betrachtete Frankreich beinahe als sein Vaterland. Aber auch hierher sollte die Rachegöttin ihnen auf der fliehenden Ferse folgen, und noch sollten Tausende dem unerbittlichen Kriegsgotte zum Opfer fallen.

Das Reiterregiment, in dem Alfred stand, verlor noch manchen seiner Tapfern, bis endlich in einer jener blutigen Schlachten, durch welche dem zurückweichenden Helden der Boden Frankreichs abgerungen werden mußte, in der Schlacht bei Arcis an der Aube Alfred sein Pferd durch eine Kanonentugel verlor, und so, lange Zeit zu Fuß kämpfend, zuletzt als Gefangener in feindliche Hände fiel.

Nach wenigen Tagen befand er sich auf dem Wege nach dem Rheine und der deutschen Gränze, aber nicht mehr als stolzer Reiterführer hoch zu Ross und den blanken Pallasch trotzig in nerviger Faust, nicht an der Spitze siegestrunkenen Geschwader, nicht mehr schwelgend im bunten Reiche gründer Hoffnung und naher Siegesfreude, sondern ein armer Gefangener unter Hunderten muthloser Leidensbrüder, hinter sich seine von zahlreichen Feinden ringsum bebrängten Waffenbrüder, den angebeteten, von Hunderttausenden umringten, gejagten, gebehten Kaiser, der tapferer Arme jetzt so dringend bedurfte, hinter sich unter den rauchenden Trümmern von Städten und Dörfern begraben all die goldenen Lustschlösser einer schimmernden Zukunft, um sich rings erbitterte Mücke und drohende Geberden, vor sich die lange Reise in eine ferne, traurige Gefangenschaft.

Zunächst führte ihn sein Weg bald zu Fuß, bald zu Wagen dem Rheine zu, von dessen Gestaden er noch einen feuchten Blick hinüberschickte nach den grünen Bergen, hinter denen in stiller Verborgenheit Eltern und Geschwister in banger Sorge des fernern und jetzt doch so nahen Sohnes und Bruders gedachten, nach dem Innern des nördlichen Deutschlands, nach Frankfurt an der Oder ging der Zug. Hier wurde den Gefangenen eine acht-tägige Ruhe gegönnt, aber die Casematten, in welchen sie zu Hunderten zusammengedrängt waren, vermochten die trüben Wolken nicht zu verschleuchen, die sich auf der Sitze der gefangenen Krieger ringsum lagerten, und die heimwärts schweifenden Gedanken, die Erinnerung, die hinter den Rauchwolken blutiger Schlachten aus den fernern Räumen trauer Heimath, aus den entflohenen Tagen glücklicher Jugend herüberleuchtete, waren eben so wenig geeignet, Alfreds Stimmung aufzuheitern, als die trüben Bilder seiner nächsten Umgebung.

Raum war es ihm hier möglich, in wenigen Zei-

r seiner
erfischer
shinde
inende
ntreich
er sollte
rie sol
ittlichen

, ver
sch in
he dem
treichs
cht bei
ne Ka
u Fuß
ndliche

f dem
rdme,
u Hof
faust,
oder,
imend
ndern
muf
zahl
ndrü
um
ferer
Dör
einer
verte
ange

bald
en er
den
gen
des
ders
chen
jung
zht
we
zen,
nen,
ger
den
sch
nen
st
mig
die

die



Ein Kampf zwischen einem Ritter und einem Fußknecht. Der Ritter ist auf dem Pferd, der Fußknecht steht zu Fuß. Im Hintergrund ist ein Dorfhaus zu sehen.

ten einen Abschiedsgruß und eine Nachricht über sein Schicksal nach der fernern Heimath gelangen zu lassen. Ob aber in den überall tobenden Kriegswirren das flüchtige Blatt an den Ort seiner Bestimmung gelangen würde, war freilich mehr als zweifelhaft.

Bis an die Ostgränze von Preußen war übrigens das Schicksal der Gefangenen noch erträglich. Namentlich fühlte sich Alfred, dessen Muttersprache die deutsche war, bis dahin noch angewehet von dem dem der Heimathlaute, und der preussische Offizier, dessen Geleite sie anvertraut waren, ließ ihnen alle nur mögliche Schonung und Erleichterung zukommen. Aber an der russischen Grenze wurden sie einer Abtheilung Kosaken anvertraut, deren Sprache sie nicht verstanden und die zu allerlei Handgreiflichkeiten und Gewaltthätigkeiten ihre Zuflucht nahmen, um sich den verhafteten Franzosen verständlich zu machen.

Sie wurden hier in kleinere Abtheilungen getrennt und auf verschiedenen Straßen dem Innern des großen Caarenreiches zugeführt. Unsern Alfred führte der Weg beinahe dieselbe Straße, die er vor zwei Jahren stolz an der Spitze seiner stolzen Schwadronen gezogen war. Noch lagen zur Rechten und Linken Städte und Dörfer in Trümmern, noch zeugte Heeresbeute aller Art, die man überall an Wagen, Pferden, Menschen bemerkte, von dem traurigen Rückzuge der großen Armee, und der Anblick des vielfach durch dieselbe angerichteten Elendes und Schadens trug auch unserm armen Gefangenen manches harte Wort und manchen harten Kolben- oder Lanzenstoß ein. So waren sie nach mehreren längeren Rasten bis Smolensk gekommen. Hier lagen sie mehrere Wochen krank, das Nervenfieber hatte in ihren Reihen sich eingestellt, und Mancher, der früher beim Rückzug aus Rußland den Kugeln und Lanzen der Feinde, oder dem Tod im Schneebede entronnen war, ward hier in Feindesland zu früher entschlafenen Kameraden gebettet.

Als nach acht traurigen Wochen der Befehl zum Aufbruch kam, waren die Reihen der armen Gefangenen sichtbar gelichtet, und mehr als eine bittere Thräne vollte über die pulvergebrannten Wangen beim Scheiden von den frischen Erdhügeln, unter denen die Zurückbleibenden den letzten beneidenswerthen Schlummer schliefen.

Schon hatte der kalte russische Winter wieder Feld und Wald in Eis und Schnee gekleidet, und die Stürme, die ihnen über Moor und Steppen entgegenbliesen, kamen ihnen beinahe vor wie alte Bekannte.

Auf offenen niederen Schlitten ging es durch unabherrschbare Schneefelder dahin, nur flüchtig wurde an einzelnen Kosakenposten angehalten, die Begleitung gewechselt, den Gefangenen kärgliche Nahrung gereicht und dann flogen sie von Neuem da-

hindurch Sturm und Schnee. In elenden Bauernhütten, auf schlechtem Lager von Stroh und Moos wurde nur zuweilen eine Nacht gerahet, sonst ging es ohne solche Nachtruhe 2 bis 3 Tage und Nächte fort ohne Unterbrechung. Wo sie waren, wohin man sie führte, was ihrer wartete, wußten sie nicht, Niemand konnte oder wollte es ihnen sagen.

Wie ein näher und näher kommendes Schreckbild aber schwebte der Gedanke an Sibirien ihrem Geiste vor, und die von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde zunehmende Einnöde und Kälte war ihnen ein zu deutliches Zeichen, daß sie diesem Ziele entgegen gingen.

Endlich nach einer ewig langen schrecklichen Reise zogen ihre Schlitten ein in eine größere Stadt, in welcher alle Anstalten getroffen wurden, die darauf hindeuteten, daß sie vorerst am Ziel ihrer Reise waren.

Zakusk an dem Uenastuß im innersten Sibirien war wirklich der Ort, wohin die armen Gefangenen abgeliefert worden waren. Von hier wurden sie einzeln Jeder nach seiner weitem Bestimmung gebracht. Die Meisten wurden in entlegene Hütten verlegt, wo unter militärischer Aufsicht ihre Arbeit darin bestand, für die russische Regierung Sobel in Fallen und Schlingen zu fangen. Dieses Thier gehört in das Geschlecht der Marber, und sein schöner, brauner, langhaariger Pelz wird sehr theuer, der Pelz mit 50 bis 100 fl. bezahlt. Daß diese Arbeit in der furchtbaren Kälte Sibiriens, in der völligen Abgeschlossenheit von aller übrigen Welt, beständig unter dem drohenden Stock und der geschwungenen Peitsche des Aufsehers, bei der rauhen, fargen Nahrung dieser winterlichen Gegend kein beneidenswerthes Loos war, läßt sich denken. Auch unserm Alfred war dieses Schicksal anfangs kaum erträglich gewesen. Manchmal empörte sich sein männlicher Stolz über die schmählige Behandlung, gegen welche auch die gewissenhafteste Erfüllung seiner Obliegenheiten ihn nicht immer zu schützen vermochte, und er stand mehr als einmal auf dem Punkte, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und dann in Gottes Namen unter der in solchem Falle unausbleiblichen Kugel lieber einen muthigen Soldatenod zu sterben, als länger in solchem Elend zu leben.

Doch siehe, wo die Noth am größten, da ist Gott am nächsten; dieser Gott, der den Menschen nie verläßt, wenn dieser ihn nicht vorher verlassen hat, stand auch bei ihm in der Stunde der Versuchung, und hielt ihn aufrecht. Ja noch mehr. Als unser Freund eines Tages seine Hütte verließ, um die Fallen und Schlingen nachzusehen, und etwa bei der Nacht gefangene Beute heimzubringen, begegnete er in einiger Entfernung davon einer kleinen Schaar von Männern in schmucker Jägertracht. Sie hatten, wie dies zuweilen

geschieht, aus der etwa 20 bis 30 Stunden entfernten Stadt einen größern Jagdtag gemacht. Derjenige von ihnen, welcher augenscheinlich der Bornehmste war, redete sogleich unsern Jöbelsänger freundlich, und zwar zuerst in französischer, dann in deutscher Sprache an. Welche Gefühle die Laute seiner seit Jahren nicht mehr in sein Ohr gekommenen lieben Heimathsprache, und dies in solch fernem, wildfremden Lande in seinem Herzen erweckte, dies kann der liebe Leser sich besser vorstellen, als der Kalendermann niederschreiben könnte. Anfangs war ihm selbst die Zunge wie gelähmt, er hatte ja bisher nur noch im stillen Herzensgrunde deutsch sprechen dürfen und können, und es war ihm, als müßte er in stummer Freude dem wadern Jägermann um den Hals fallen. Bald jedoch löste sich seine Zunge, berebte Worte des Dankes und der Freude strömten wie sprudelnde Wellen von seinen Lippen, und es war ihm, als müßte er Alles das, was er so lange in des Herzens stille Kammer hatte verschließen müssen, auf einmal ausschütten, in das erste Menschenherz, das seit Jahren ihm mit Theilnahme und Liebe und den trauten Tönen der Heimath entgegen gekommen war.

Der Oberforstmeister, denn das war der fremde Herr, fand ein sichtlich Wohlgefallen an dem offenen, biederherzigen und doch männlichen Wesen des Fremdlings. Er trennte sich von ihm mit einem deutschen Händedruck, und dem Versprechen, daß er seiner gedenken werde.

Während der kurzen Unterredung hatte der Jäger bald gefunden, daß sein neuer Bekannter mit mancherlei Kenntnissen wohl ausgerüstet war, und so kam denn etwa drei Wochen nach dem Zusammentreffen eine Meldung, es sei dem Oberforstmeister So und So gekattet, den kriegsgefangenen Alfred J. unter die Zahl seiner Dienerschaft in sein Haus aufzunehmen. Daß diese Veränderung seiner Lage ihm sehr willkommen war, läßt sich denken. Die Vorbereitungen zur Abreise waren bald getroffen, der Abschied von der ärmlichen Hütte, von Jöbelsallen und Fuchseisen, von dem finstern Angesichte des Kosaken, der ihn bisher gebüet hatte, wurde ihm nicht sonderlich schwer. Ein Diener des Forstmeisters hielt mit einem Schlitten vor der Hütte, und bald brauste das feurige Kosakenross mit den beiden Reisenden, die freilich nur durch Zeichen sich verständlich machen konnten, über die harte Schneedecke dahin. Am Nachmittag desselben Tages trafen sie in Jakuzk bei dem Forstmeister ein, und als unser Gefangener da eintrat in die gastlichen, wohllichen Räume des Hauses, und ihm der schnurbärtige Hausherr und die freundliche Hausfrau, und noch gar ein lieblich Töchterlein von 17 bis 18 Jahren, — alle mit dem offenen Ausdruck ungeheuchelter Freude, mit Händedruck und herzlichem Willkomm entgegenkamen,

war's ihm so unaussprechlich wohl und übergücklich um's Herz, als ob er schon mehr als halbwegs in der Heimath wäre. Und er war's auch, denn der alte Forstherr bestellte ihn zum Hauslehrer für die Tochter und zwei jüngere Knaben, und die Hausfrau hatte ihr Wohlgefallen an dem lieben verständigen Hausgenossen, den sie gewonnen hatte, und der Tochter fiel manchmal eine verflohlene Thräne aus dem blauen Auge, wenn er von blutigen Schlachten und harter Gefangenschaft erzählte; denn auch sie hatte einen lieben Bruder unter dem russischen Heere, das nach Deutschland und Frankreich gezogen war, und seit mehr als drei Jahren war keine Nachricht mehr von ihm eingelaufen.

Der Vater aber, wenn er so Abends im Lehnstuhl sein Pfeisichen dampfte, erzählte von vergangenen Zeiten, wie er selbst im lieben Deutschland geboren, als ein Jüngling von 20 Jahren, von einem rohen, übermüthigen Menschen hart beleidigt, diesen im Zweikampf getödtet habe, unter anderm Namen nach Polen und Rußland gestochen. Hier fand er bald Beschäftigung im Forstfache, zeichnete sich durch Brauchbarkeit und Kenntnisse aus, und wenn er nicht ein Fremder, und dazu ein etwas stolzer unbeugsamer Gradauß gewesen wäre, so würde er ohne Zweifel an einer höhern Stelle und nicht in Sibirien sein Glück gemacht haben.

Das Alles hatte Alfred theils von ihm, theils von Andern im Hause erfahren.

So saßen sie eines Abends traulich im warmen Stübchen, und Alfred, durch die Freunde aufgefordert, berichtete von seiner eigenen Familie im lieben Vaterlande, und wie seine Mutter ihm oft in seiner Jugend erzählt habe von einem ältern Bruder, der einst fortgegangen sei, ohne daß man irgend eine Spur von demselben gefunden habe. Seine Mutter habe ihn als todt beweint, und nie mehr etwas von dem Onkel Philipp erfahren.

Bei diesem Worte fiel dem Jägermann vor plötzlicher Ueberraschung die Pfeife aus dem Munde. „Philipp, Philipp!“ ruft er aus, indem er aufspringt, und mit den Worten: „ich bin dein Onkel Philipp!“ dem jungen Manne um den Hals fällt. „Ich heiße Philipp J. . . . und deine Mutter heißt Karoline J. . . ., und deine Mutter ist meine Schwester und du bist meiner lieben Schwester Sohn!“

Alfred selbst konnte sich kaum fassen und seine Gedanken zusammenfinden bei solcher unerwartet überraschenden Entdeckung. Freudig drückte er Onkel und Tante an's Herz, und auch das neue Bäschen wurde mit einem Kuß zum Bäschen gestempelt.

Jetzt aber ging's natürlich an ein Fragen und Erzählen hin und her, von diesem und jenem, und als die Wanduhr Mitternacht schlug, war noch keinem der vier glücklichen Menschen ein Schatten von Schlaf in die Augen gekommen.

Bauern
nd Moor
vst ging
d Rächte
wohin
wsten für
von lagen.
Schwedisch
rem Güte
Stunde w
war ihnen
Hiele em
hen Müß
Stadt, in
die das
sel ihrer
Sibirien
Befangene
wurden
Himmung
e Hüthen
e Arbeit
g Jöbel
g Töcher
sein schön
e theuer,
diese Ar
in der
Welt,
der ge
rauben,
nd sein
n. Auch
ich kaum
ich sein
Behand
Erfüll
mer zu
einmal
verzei
in sol
einen
ger in
da ist
mischen
elaffen
e Betr
mehr
e ver
slehen
einige
ich wo
dum
welten

Doch endlich mahnte die Hausfrau zum Schlafen gehen, und selten haben sich wohl in den Eisfeldern Sibiriens vier glücklichere Menschen zur Ruhe gelegt. Und doch fiel beim Abschiede der guten Mutter neben den Thränen der Freude auch eine Thräne der Wehmuth aus den Augen, und sie seufzte: ach, wenn auch mein Eduard unter uns wäre! und sie träumte in der Nacht von dem lieben Sohn in der Ferne.

So wahr ist es, daß auch im vollsten Becher menschlicher Wonne stets noch ein Vermuthstropfen bitteren Schmerzes enthalten ist.

So waren im überglücklichen Kreise mehrere Wochen vergangen, da brachte eines Tages die Post einen Brief, und als die Mutter ihn in die vor Bangigkeit und Hoffnung zitternde Hand genommen, fiel sie mit dem Ausruf: Er lebt noch! halb ohnmächtig auf einen Stuhl zurück.

Schnell war der Brief geöffnet; er war wirklich von dem Sohne Eduard, und dieser zeigte seinen Eltern an, wie er nach langen mühevollen Kriegszügen und Gefahren, nach Gefangenschaft und Krankheit endlich den Boden Rußlands wieder betreten habe. Mehrere Briefe, die er ihnen zu verschiedenen Zeiten geschrieben, seien ohne Antwort geblieben, also wahrscheinlich im Kriegsgetümmel verloren gegangen. In wenigen Wochen werde er einen längern Urlaub erhalten, und dann in die Arme seiner lieben Eltern eilen, wie weit und beschwerlich auch die Reise sein möge.

Zwar gingen mit langsamen, bleiernen Schritten die Wochen und die Tage und die Stunden bis zu des Sohnes Ankunft vorüber; aber sie gingen vorüber und der Tag des Wiedersehens brach an. Da zeigt sich den am Fenster des Forsthauses Harrenden ein dunkler Punkt in der Ferne, und größer wird's, und kommt näher und näher; denn in rasender Eile, auf den Flügeln der heimkehrenden Kindesliebe — fliegt Hof und Schlitten daher, und schon liegen Sohn und Vater und Mutter und Schwester einander freudefelig und weinend in den Armen. Nur Einer stehet betroffen zur Seite, und betrachtet den Neugekommenen sinnend und forschend, denn nicht unbekannt ist ihm der Mann, er ist ihm schon einmal im Leben begegnet. Nach den ersten Augenblicken überfließender Freude des Wiedersehens aber faßt sich zuerst der Vater, er erinnert sich des Hausfreundes und lieben Veters, nimmt den Sohn bei der Hand, und — doch hat er noch kein Wort gesprochen, und schon stürzt Eduard mit dem Rufe: Mein Retter, mein Lebensretter — Alfred in die Arme. So scharf ist das Auge der Dankbarkeit. Eduard war wirklich der verwundete russische Offizier, den Alfred bei Gossa aus den Händen erbitterter französischer Soldaten gerissen, und vom gewissen Tode gerettet hatte. Welcher Sturm, welche Fluth von dankbarer Liebe da über den Glücklichen hereinbrach,

wie selbst Marie, die treue Schwester in thränenfelliger, dankbarer Schwesterliebe dem Retter des Bruders an die Brust flog, und dennoch nicht ausdrücken noch aussprechen konnte, was ihr Innerstes stürmisch bewegte, will ich, und kann ich, und brauche ich keinem meiner Leser genauer zu schildern.

Das Maas der Wonne war übertoll geworden im glücklichen Hause, und Tage stillen, seligen Friedens folgten für die Wiedervereinigten auf den Sturm der Freude. Noch lebte Alfred einige Monate in diesem Kreise edler Menschen, in welchem mitten in der öden blüthenlosen Natur alle Blüten menschlicher Schönheit und Vollkommenheit blühten. Nach 8 Monaten erhielt der Kriegsgefangene seine Freiheit, und nahm Abschied von den Schneefeldern Sibiriens und von dem Hause, in dem er selige Tage gefunden. Aber mit ihm zog eine Blume Sibiriens, mit ihm zog Marie, die Tochter des Hauses, ihm angetraut als sein treues Weib; und wenn die jetzt am schönen deutschen Rheinstrom Wohnenden sich und ihren Kindern eine frohe, glückliche Stunde bereiten wollen, erzählen sie von den schönen Tagen und liebevollen Herzen in dem öden und kalten Sibirien.

Es ist nichts so fein gesponnen,
Kommt doch endlich an die Sonnen.

Ich führe dich, lieber Leser, diesmal um 140 Jahre zurück in die Vergangenheit unseres lieben Vaterlandes. Da waren der großen und kleinen regierenden Herren gar viele im deutschen Lande, geistliche und weltliche; und wie überhaupt die Vielregiererei nicht viel Schatz werth ist, so zeigte sich's auch leider zur Genüge damals in allen öffentlichen Zuständen des lieben Deutschlandes. Während die großen und kleinen Herren einander in den Haaren lagen, oder ausruhend von den Beschwerden ihrer Kämpfe hinter Becher und Humpen und dampfenden Schüsseln sich des Friedens freueten, trieben noch kleinere ihr Wesen nach Herzenslust. Beamtete und Nichtbeamtete, besoldete und nichtbesoldete Schelme suchten ihren Vortheil so gut oder so schlecht es eben gehen mochte, und wenn einer an dem Galgen sein würdig Ende fand, so liefen Hunderte ungestraft oder gar in hohen Ehren und Würden umher. Du siehst es, lieber Leser, es war eben mit der guten alten Zeit auch nicht so weit her.

Deß zum Beweis und Zeugniß will ich dir eine solche Geschichte aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts erzählen.

In einer eisigkalten Decebernacht des Jahres 1708 klopfte ein einsamer müder Wanderer am Thor der Stadt Bacharach am Rhein. Der Thorschreiber, der schon zur Nachtruße gegangen war, rieb sich gähmend die Augen aus, zog den alten Pelz-

rock an und öffnete brummend das Pförtlein. Obwohl er den Wanderer nicht kannte, war's ihm doch zu kalt, als daß er nach Paf und Wanderbuch hätte fragen mögen, und außerdem war dazumal das Pafwesen noch nicht so geordnet wie heutzutage, wo man die Spizbuben besser zu fangen versteht, denen nun vor dem Schwurgericht das Leugnen auch nichts mehr hilft. Der Fremde tappt eine Zeitlang in den finstern Straßen umher und geht endlich in das Wirthshaus zum goldenen Rad zur Nachtherberge.

Es mochte eine halbe Stunde verflossen sein, da klopft es leise abermals am Schalter des schlaftrunkenen Thorschreibers. Es ist der Nachtwächter Martin Pelzer, ein alter ausgebienter Knasterbart, der lange Jahre die Muskete getragen hatte, und nun im Nachtwächterdienste seiner Vaterstadt auf den Vorbeern seiner Kriegsthaten ausruht. Hab' Acht auf das Thor, Kamerad, ruft er dem Thorschreiber zu, der Finkenstoß ist um die Wege, und flugs eilt der Nachtwächter wieder davon. Der Finkenstoß war nemlich ein berühmter Gauner und Räuber, der früher als Zehntschreiber in der Stadt im sogenannten Apostelhof, einem geistlichen Stift, gestanden hatte, und der nach manchen schlechten Streichen vom Amt entfernt, jetzt auf gleiche Weise wie früher, nur in anderer Art, sein Auskommen suchte, nemlich als Spizbube.

Der Nachtwächter hatte in der Nähe des Apostelhofes etwas Verdächtiges gemerkt, hatte sich, nach gescheneher Meldung am Thor, wieder auf die Lauer gestellt und war dem Spizbuben schon hart auf den Socken. Dieser aber hatte die Lunte gerochen, sich aus dem Staub gemacht und war trotz dem furchtbaren Lärmen und Schreien des verfolgenden Nachtwächters und trotz der freilich zu spät herbeistürzenden Bürgerhilfe glücklich über die Stadtmauer in's Freie entkommen. Zwar weiterte und donnerte Pelzer über die Schlaftauben Philister, aber der Vogel war entwischt, und mit ihm der lockende Preis, der auf seinen Kopf gesetzt war.

In der Herberge zum goldenen Rad war aber der müde Gast nicht erwacht. Erst als die trübe winterliche Morgensonne durch die mit Eisblumen verzierten runden Fensterscheiben schien, öffnete er die Augen, stand auf und kleidete sich an.

Der Wirth zum goldenen Rade stand unten in der Gaststube und erwartete mit Ungeduld den späten Schläfer. Denn einestheils plagte ihn die Ungeduld, zu erfahren, wer wohl der Fremde sein mochte, anderntheils aber brannte er vor Sehnsucht, dem werthen Gaste die Geschichte der vergangenen Nacht zu erzählen.

Nach dem üblichen Morgengruß hatte er daher bald herausgebracht, daß der Neugekommene Niemand anders war, als der neu ernannte Herr Zehntschreiber im Apostelhof, Namens Anselm Köhler.

Um so mehr beeilte er sich, demselben zu berichten, wie heute Nacht ein nächtlicher Einbruch im Apostelhof habe geschehen sollen und wie aller Vermuthung und Wahrscheinlichkeit nach Niemand der Spizbube sein könne, als der abgesetzte Zehntschreiber, der jetzt als Dieb und Räuber übel berühmte Finkenstoß. Hätte der Radwirth eine nur halbwegs seine Beobachtungsgabe besessen, so hätte ihm der plötzliche Eindruck nicht entgehen können, den der Schluß seiner Erzählung auf den neuen Zehntschreiber hervorbrachte. Todesblässe lagerte sich über seinem Angesicht und die vorher so geläufige Zunge schien demselben auf einmal wie angewachsen.

Bald darauf verabschiedete sich der Herr Zehntschreiber, ließ sein Päcklein in den Apostelhof tragen und begab sich selbst dahin. Durch ein kleines Pförtlein zur rechten des Hofthores ward er eingelassen. Rechts im Hof war die Wohnung des Schlossführers Jekrath, der, ein kräftiger freundlicher Fünfziger, im Takt an seinen Reifen hämmerte und dem Fremden mit kurzen aber freundlichen Worten einen guten Morgen wünschte.

Von da trat der Herr Zehntschreiber in die Wendeltreppe des Schlosses selbst ein und gelangte über einen langen Gang von einer wohlbeleibten schmunzelnden Haushälterin begleitet an die Thüre zum Wohnzimmer des Herrn Rathes Würster, der dies fette Plätzlein eines Oberverwalters oder Amtskellers im Apostelhof seit Olms Zeiten inne hatte.

Der Herr Rath saß im bequemen Lehnstuhl, die lange Pfeife im Munde, den Leib in den weiten Schlafrock, die Beine in dicke Pelze gehüllt, denn dieselbigen waren seit geraumer Zeit gichtbrüchig geworden und vermochten die wenn auch spindelbürre aber doch sehr lange Gestalt des Herrn Amtskellers nicht mehr recht zu tragen.

Der neue Zehntschreiber verneigte sich ehrerbietig, übergab ein versiegeltes Schreiben an den dürren Inhaber des Lehnsessels, der es bedächtig durchlas, eben so bedächtig sein schwarzes Käpplein lüftete, im Sessel rückte, ein Paar große Wolken mit Nacht in die Luft blies, und also anhub: „Anselmus Köhler, des hochachtbaren Apostelhofes neu ernannter Zehntschreiber, sei er mir willkommen. Ich hoffe zu ihm, daß er mit mir, seinem vorgesetzten Rath und Amtskeller, in Frieden und Verträglichkeit leben und einen besseren Weg wandeln werde, als sein weiland Vorfahrer im Amte, der abgesetzte Zehntschreiber Finkenstoß.“

Eben wollte der also Angeredete in wohlgesetzter Rede antworten, aber der verhängnißvolle Schluß in der Rede des Herrn Rathes fiel ihm wie Blei auf die Zunge, und der Herr Rath wollte eben dem, wie ihm schien, allzu schüchternen und bescheidenen jungen Manne aus der Noth helfen, als die Thüre sich aufthat, und ein gar liebliches Mägglein sich vor ihm und dem Fremdling freundlich verneigte.

Das Mägdelein, des Rathes einzig Töchterlein, war eine feine schwarzäugige Eva'stochter, der man es auf hundert Schritte anjah, daß sie ihre scharfen Augen auch nicht umsonst im Kopf hatte, und daß sie sich gut auf's Angeln verstand, nämlich nicht der Fische, sondern der Männer. Der neue Zehntschreiber mochte ihr nun auch als ein nicht zu verachtend Fischlein vorkommen. Denn von Stunde an warf sie Angel und Garn nach demselben aus und hatte nach wenigen Tagen schon das Bergnügen, zu sehen, wie er angebissen hatte und zappelte.

Zwar war der Rathschreiber der Stadt Bacharach längst zu ihrem ehelichen Gemahl bestimmt, und in Ermangelung eines andern Freiers hätte sie sich auch mit ihm zufrieden gegeben; aber der war ein gar stiller bescheidener Mann, der sich nicht viel auf äußere Manieren und Geberden einließ, weil er seiner Zukünftigen desto mehr rundes Geld anzubieten hatte. Der Anselm aber war ein in allem Außerordentlichen erfahrener Herr, stets zungenfertig, wenn er's mit den Mägdelein zu thun hatte, und darum des Rathes leichtfertigen Töchterlein bald genehm. Der brave Rathschreiber wurde bald vergessen und der neue Zehntschreiber war der Hahn im Korbe.

Der Rath machte zwar Anfangs ein bedenklich Gesicht, aber wenn er bedachte, daß der Rathschreiber Bertholdt, ein grundehrlicher Mann, als Tochtermann und vertrauter Hausgenosse einmal die Rechnungen unter die Hände bekommen könnte, in denen vielleicht noch manche alte Sünde des Rathes vergraben liegen mochte, so schien ihm der leichtfertige Zehntschreiber Anselm ein weit angenehmerer Gast im Hause, als Bertholdt. Dnehin hatte dieser das Haus nach und nach gemieden, seit er's mit Pelzhandschuhen greifen konnte, daß er das fünfte Rad am Wagen war, und Köhler behielt das Feld.

Bald war alles zur Hochzeit fertig. Der alte Rath langte wider Gewohnheit etwas tiefer in den Beutel, viele Gäste von nah und fern waren geladen. Der Vorabend der Hochzeitsfeier wurde in großer fröhlicher Gesellschaft im goldenen Rad gehalten. Alt und Jung waren guter Dinge, selbst Bertholdt hatte der Einladung nicht ausweichen können, und nur über Anselm's, des Bräutigams Stirne flogen von Zeit zu Zeit finstere Schatten, die er aber durch einen Blick auf seine überselige Braut oder in's perlende Rheinweinglas bald wieder verschuchte. Nur den alten Rath hatte das Podagra in den Lehnstessel gebannt, und seine wohlgenährte Haushälterin hatte unter andern Vorwänden sich am Feste nicht betheiliget.

Es mochte etwa 9 Uhr Abends sein, da nahte sich Pelzer der Nachwächter vorsichtig dem Wirthshaus zum goldenen Rad. Durch einen Knecht gerufen, hatte sich Zerath der Küfermeister unbemerkt aus der Gesellschaft entfernt. Eine Zeitlang standen die beiden Männer unterm Thorweg im Schatten des of-

fenen Thores und flüsternten leise miteinander. Dann verschwanden sie beide still im Dunkel des nächsten Seitengäßchens, das zum Apostelhof führte.

Was unterwegs noch leise flüsternd Pelzer dem wackern Apostelkäufer mittheilte, wird sich bald zeigen. Der schlaue Wächter hatte nemlich seit einigen Wochen wieder Wind vom Finkenstoß. Der Erz-Hollunke mußte um die Wege sein. Ein nächtlicher Einbruch in den Apostelhof war erst vor 4 Wochen versucht, aber rechtzeitig vereitelt worden. In der Nähe der Stadtmauer hatte Pelzer nach jenem Versuch Fußspuren von vier bis fünf Männern entdeckt; aber von diesem Plage weg führte nur die Spur eines einzigen Mannes an die Mauer selbst. Hinter dieser Mauer lag der Garten des Apostelhofes, und da waren deutliche Zeichen einer von innen angestellten Leiter, und von da gingen die gleichen Spuren nebst zwei kleineren Fußabdrücken bis an ein kleineres Pfortchen zum Apostelhof.

Jetzt wußte Pelzer genug. Der Finkenstoß, das war ihm klar, ließ seine Helfershelfer vor der Mauer warten, und Jemand aus dem Schlosse selbst war mit ihm einverstanden. Wer konnte das anders sein, als die Haushälterin, über deren Verhältniß zu Finkenstoß, als er noch Zehntschreiber war, die böse Welt allerlei Schlimmes munkelte?

Am Hochzeitstage aber war Niemand im Hause als der alte Rath, und die Haushälterin hatte Ausflüchte gefunden, um von der Hochzeit wegzubleiben. Also wollte der Spitzbube heute wieder einen freundschaftlichen Besuch machen.

Auch Meister Zerath leuchtete das Alles ein, und so sehen wir bald die zwei handfesten Männer vorsichtig aus der Kaser in den Apostelgarten schleichen, und sich da hinter dichten Haselbecken neben dem Pfortlein zum Apostelhof zusammenbuden.

So mochte es etwa halb 11 Uhr sein, als sich drüben hinter der Stadtmauer ein leises Reden vernehmen ließ. Ein Mann stieg auf die Mauer, an der wieder bereit gestellten Leiter in den Garten, schritt rasch auf das Pfortchen los, das sich seinem Drucke schnell öffnete, und nur angelehnt wurde. Der Mann, der Niemand anders als der Finkenstoß war, verschwand im Innern. Wenige Minuten nachher schlüpfen Pelzer und sein Freund aus ihrem Versteck, öffneten das nur angelegte Pfortchen, und schlüpfen durch wohlbekannte Gänge bis in den obern Stoß des Hauses. In dem Augenblick aber, als sie an dem einen Ende des langen Ganges eintraten, hörten sie aus dem am andern Ende liegenden Zimmer des Rathes ein dumpfes Geräusch, ein unterdrücktes Stöhnen. Hinliegen, die Thüre aufreißen, sich auf den Spitzbuben werfen, ihm mit bereit gehaltenen Stricken Füße und Hände binden, war das Werk eines Augenblickes. Da erst sehen sie sich um nach dem alten Rath.

Die Luftschiffahrt.

(Mit zwei Abbildungen.)

Der feste Erdboden ist von alter Zeit her dem Menschen zu eng und klein gewesen. Dem Beispiel der Fische folgend lernte er sich in's Wasser werfen und schwimmen, baute Flöße und Rachen und größere Schiffe, und vertraute sich so dem gefährlichen Elemente des Wassers an. Anfangs ensternien sich die Seefahrer wenig von der Küste, aber nach und nach stärkte sich ihr Muth und Selbstertrauen, und mit wehenden Segeln durchschiffen schon 1200 Jahre vor Christi Geburt fühne Seeleute des Meeres stürmbewegte Wellen, und trieben Handel mit entlegenen sonst unbekanntem Ländern.

Auch die Flügel des Windes waren den Menschen nicht genug. Mit Rädern, welche der mächtige Dampf in Bewegung setzte, brausten bald gewaltige schwimmende Häuser von einem Welttheile zum andern, unbekümmert um widrige Winde oder um Windstille, und die Fahrt nach Amerika, zu der man sonst 4 bis 6 Wochen brauchte, wenn's gut ging, macht man jetzt in 10 bis 12 Tagen. Auch zu Land fliegen wir mit reisender Dampfkraft blitzschnell von Stadt zu Stadt und von Land zu Land, so daß man jetzt in einem Tage ohne viel Fütterung und Ankehr seine 60 bis 80 Stunden macht, wozu man früher vier bis sechs Tage gebraucht hätte.

Aber auch in der Luft bewegen sich ja frei und fröhlich die Vögel des Himmels und aus schwindelnder Höhe blickt der kreisende Adler herab auf unser an die Erde gebanntes Geschlecht. Ueber breite Meere segeln trotz Segel- und Dampfschiff die Störche und die Schwalben, und suchen sich eine neue Heimath, wenn ihnen die alte zu kalt wird.

Ist denn der Mensch nicht mehr als der Vogel? Sollte er nicht, wie dem Fische im Meere, auch dem Vogel in der Luft seine Kunst abgewinnen können? In frühesten Zeiten soll, nach der Sage, ein kunstreicher Denker sich und seinem Söhnlein Flügel verfertigt, dieselbe mit Wachs angelebt, und so im luftigen Revier der Vögel sich erlustigt haben. Aber der vorwitzige Sohn kam der Sonne zu nahe, das Wachs zerschmolz, und der arme Menschenvogel fiel in's Meer, wo er ertrank. Ebenso, aber doch besser, ging es einem Herrn im badischen Ländlein, vor etwa 40 Jahren. Der hatte sich auch mächtige Flügel gemacht, und ging hinauf an den Bühnenladen und probirt lange seine Flügel, bis er denkt: Jetzt gehr's! und faßt sich ein Herz, und fliegt fort zum Laden hinaus, und kommt glücklich hinunter auf den — Misthaufen. Später soll er das Fliegen aufgesteckt haben. Mit besserem Grunde und Erfolg hat man aber das Fliegen in Luftschiffen versucht. Schon seit 1670 kam man nämlich auf den Gedanken, hohle Gefäße von Metall, Wachsstück oder Leinwand mit einem Stoffe anzufüllen, der leichter

Aber dem war nimmer zu helfen, der Spigbube hatte ihm mit einem Hammer das Lebenslicht ausgeblasen. Als sie nun aber, schnell besonnen, nach der Haushälterin suchten, war die nirgends zu finden, sie hatte sich vorher mit Reisegeld aus des Rathes Kasse versehen, und aus dem Staub gemacht. Was aus ihr geworden, hat man nicht erfahren.

Der Spigbube aber wurde vorerst auf die Stocwache gebracht, und da unter Schloß und Riegel seinen Gedanken überlassen.

Nun aber stelle dir, lieber Leser, den Schreden vor, der wie eine Bombe mitten unter die fröhliche Gesellschaft im goldenen Rade fiel, als man solche Botschaft vernahm. Besonders schien Anselm vor jähem Schreden fast in Ohnmacht fallen zu wollen, und kaum war er im Stande sein zitterndes Bräutlein zum Apostelhof zu führen. Berthold war am schnellsten besonnen. Sogleich eilte er zum Amtmann, und mit diesem zum Gefangenen, mit dem sogleich ein erstes Verhör vorgenommen wurde. Zu leugnen war da nichts mehr. Auf frischer That ertappt, konnte er nur durch umfassendes offenes Geständniß eine Milderung seiner Strafe zu erlangen hoffen.

Darum gestand er denn, wie er nach seiner Entfernung aus dem Zehntschreiberdienst brodblos umhergezogen, in der Noth gestohlen und bald mit einem abgefeymten Burschen zusammengetroffen, der ihm Anleitung zu allerlei schlechten Streichen gegeben, aber später sich mit ihm entzweit und ihn verlassen habe. Dieser schlechte Geselle aber sei Niemand als der jetzt wohlbestallte Zehntschreiber im Apostelhof, Herr Anselmus Köhler.

Da fühlte Bertholdt, wie es kämpfte in seiner Brust, aber nicht lange, so siegte der gute edle Mensch über den Teufel der Nachsicht in seinem Innern. Schnell sendete er ein heimlich Brieflein an Anselm, worin er ihm Kenntniß gab von dem Geständniß Finkenstocks, und ehe der nächste Morgen in's Land kam, war der neue Zehntschreiber über die Berge, wohin, berichtet die Chronika nicht.

Der alte aber, nämlich der Finkenstock, hatte sich mit seinem Geständniß gegen andere wenig geholfen. Er wurde vor der Stadtmauer von Bagarach am Galgen vom Leben zum Tode gebracht.

Bertholdt wurde in kurzer Zeit Verwalter auf dem Apostelhof und soll nach der Chronik des Küfermeisters Jährath frommes Töchterlein zur Frau Verwalterin erhoben haben. Des Rathes Würster leichtfertige Tochter ward hart geprüft und büßte in einem langen Klosterleben die Sünden ihrer Jugend.

wäre als unsere Luft, und diese Gefäße dadurch in der Luft zum Steigen und Schwimmen zu bringen, wie eine Blindsblase oder ein Stückchen leichtes Holz im Wasser aufsteigt und schwimmt. Vor bald 100 Jahren entdeckte ein Engländer Namens Cavendish eine solche Luft, Wasserstoffgas genannt, welche 10 bis 14 mal leichter ist als unsere Luft. Erst 1782 aber gelang es zwei Brüdern Mongolfier, zwei Franzosen, eine große Hülle aus Taffet zu verfertigen, und dieselbe zum Steigen zu bringen. Sie ließen aber ihren Ballon unten offen, zündeten darunter ein Feuer an, und weil durch die Wärme die Luft im Ballon dünner und deswegen leichter wurde, stieg der Taffetballon in die Höhe.

Nach und nach strömte aber die dicke Luft von unten wieder hinein, und wenn dadurch die Luft im Ballon wieder dichter und schwerer geworden war, so mußte die Maschine natürlich wieder fallen. Deswegen kam ein anderer Franzose, Namens Charles, auf den Gedanken, den Ballon mit leichter Luft zu füllen, und ganz geschlossen zu machen.

Er füllte seinen Ballon, der einen Durchmesser von 12 Fuß hatte; derselbe stieg 2298 Fuß in die Höhe, und fiel dann dreiviertel Stunden von Paris bei einem Dorfe herab, dessen Einwohner nicht wenig in Staunen und Schrecken geriethen, als das Ungeheuer aus der Luft auf sie herunterkam. Im Augenblick war Groß und Klein, Jung und Alt



auf den Beinen mit Prügeln und Gabeln, und Sennen und Flinten, und Jeder wollte an dem Unthier sein Mütchen kühlen. (Siehe die Abbildung.) Unsehlbar wäre dasselbe unter ihren Händen eines elenden Todes gestorben, wenn nicht noch zur rechten Zeit der Herr Pfarrer dazwischen getreten und ihnen die Sache erklärt hätte. Nun, wenn etwa mit Nächstem auch bei uns ein solches Ding vom Himmel kommt, so braucht der Leser hoffentlich keiner weitem Erklärung.

Seit jener Zeit wurden immer wieder neue Versuche gemacht, theils mit offenen Ballonen und erhiteter Luft, theils mit geschlossenen und Wasserstoffgas.

Zuerst hängte man einen Korb mit einem Hammel, einer Ente und einem Hahn darunter. Diese

drei Reisefahrten stiegen 1440 Fuß hoch in die Luft und kamen wohlbehalten wieder zur Erde. Weder der Eine noch der Andere hat aber etwas Schriftliches über seine Beobachtungen und Gefühle in der Luft hinterlassen.

Bald aber vertrauten sich auch Menschen dieser lustigen Fährte. Unterhalb des mit Luft gefüllten Ballons wurden ringsum Geländer angebracht, oder an Seilen ein Schiffchen angehängt, in welchem die Luftschiffer sich befanden. Von hier aus gingen Seile an den Ballon, durch welche sich einzelne Klappen öffnen oder schließen lassen, je nachdem das Fahrzeug steigen oder sinken soll. An den Seiten des Ballons oder Schiffchens wurden Steuer und Ruder angebracht, um dasselbe nach Belieben in der Luft zu lenken.

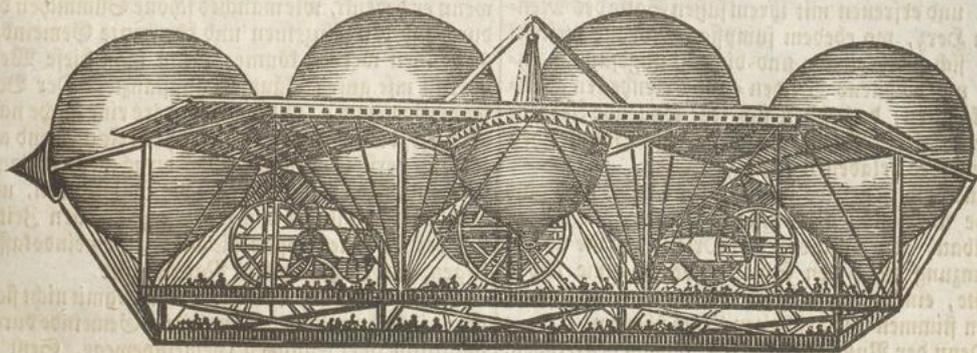
Zwar ist dies wegen der abwechselnden Luftströmungen in der Höhe noch nicht recht gelungen, zwar hat hie und da ein kühner Luftsegler seine Kühnheit mit dem Leben bezahlt, aber dennoch hat diese Kunst immer weitere Fortschritte gemacht, man ist zu einer erstaunlichen Höhe, bis zur Höhe der höchsten Berge der Erde aufgestiegen, man ist durch die Luft über Länder, Ströme, Meere gefahren, man hat Reisen von 10 bis 30 Stunden durch dieselbe gemacht, man ist mit Sack und Pack, ja mit Kog und Mann hinaufgefahren in das Revier der Vögel.

Ja in der allerneuesten Zeit geht sogar ein Pariser mit einer Erfindung um, welche uns Allen vielleicht einmal das Vergnügen verschaffen könnte, eine solche Reise zu machen. Er füllt nämlich meh-

rere mächtige Ballone mit Gas, hängt unter dieselben ein gemeinschaftliches großes Schiff, in welchem über 100 Personen zugleich Platz haben, befestigt an das Schiff Segel und Steuer, und fährt so über Stock und Stein, über Ströme und Berge, über Grenzpfähle und Schlagbäume durch die Luft.

(Siehe die Abbildung.)

Noch hat er zwar sein Fuhrwerk nicht ganz in Ordnung, und ich kann's dem Leser nicht bestimmt sagen, wenn er mitfahren kann, aber der Mann gibt sich alle mögliche Mühe, daß er bald fertig wird. Wenn's so weit ist, wird der Bote die Leser gleich zur Spazierfahrt einladen.



Von dem Obstbau.

In dem Maße, als die Bevölkerung der Erde wächst, steigert sich auch die Erträglichkeit des Erdbodens; denn da wo vor Zeiten zehn Menschen lebten und sich ernährten, da leben jetzt Hunderte und Tausende und verhungern auch nicht, ja sie pflanzen und erzeugen aus dem Schoos der Erde oft mehr, als sie verzehren können, und in dünn und spärlich bewohnten Ländern ist Armuth und Hungersnoth eben so oft ja öfter zu finden, als in dicht und reichlich bevölkerten. Woher kommt das? nicht nur daher, weil in größerer menschlicher Gemeinschaft Handel und Gewerbe blühen, und Geld in's Land bringen, das von Hand zu Hand geht, und von dem manch Guldenstücklein auch in des armen Mannes Tasche und auf seinen Tisch kommt, sondern auch daher kommt es, daß der Mensch

durch die Ueberhandnahme der Bevölkerung genöthigt ist, ein Stücklein Erde nach dem andern in Angriff zu nehmen, ein Brachfeld nach dem andern anzubauen, einen bisher unfruchtbaren Waidplatz nach dem andern in ergiebig Feld zu verwandeln, einen Morast nach dem andern trocken zu legen, und weil so das Feld fruchtbrenden Bodens immer größer wird. Es liegen ja Schätze die Fülle im Schoos der Erde verborgen, nicht nur Schätze von Gold und Silber, sondern jährlich neu erglänzende und neu erblühende Schätze des lebendigen Pflanzenlebens.

Wie arm waren diese Schätze in ältern Zeiten, wie wenig war der Mensch im genügsamen Naturzustande darauf bedacht, diese Früchte der Erde zu vermehren, zu verbessern, zu veredeln, und welche Fülle unbenußter Gottesgaben lag so in den stillen Tiefen der Erde begraben, und wartete nur auf die

fleißige Hand, sie hervorzuloden aus ihrer tausendjährigen Schlummerstätte, und sie nutzbar zu machen für das menschliche Geschlecht!

Dies gilt namentlich auch von dem Obstbau. Von den sauren Holzäpfeln und Holzbirnen, den Schwarzdornschlehen und Hagebutten, welche den ganzen Obereichthum unserer Vorfahren ausmachten, zur Fülle edler Obstbäume und süßer Trauben, die jetzt unsere Fluren und Berge bedecken, welch ein Strom des Reichthums, welch eine reiche Nahrungs- und Lebensquelle hat sich da aufgethan für den Erdbewohner! Wo ehemals Dornestrüpp und Disteln wucherten, stehen jetzt blühende, grasreiche, schattige Baumgärten, wo ehemals Heidekraut die sonnigen Halben bedeckte, reifen jetzt schwellende Trauben, und erfreuen mit ihrem süßen Saft das Menschen Herz, wo ehemals sumpsige Moräste meilenweit sich ausbreiteten und die Luft ungesund machten, und höchstens Weiden- und Erlenhecken gedeihen konnten, da dehnen sich jetzt wallende Aehrenfelder, saftige Wiesen, und laubige Baumreihen senken ihre beladenen Äste zur Erde.

Und doch ist gerade im Bau des Obstes noch eine reiche unerschlossene Quelle des Segens. Daß der Obstbau, abgesehen von den Orten, wo die übrige Pflanzung durch den Schatten der Bäume leiden müßte, eine Hauptsache für die Landwirthschaft ist, darin stimmen alle gescheiten Leute überein.

Denn der Nutzen des Obstes, sowohl des frischen, als auch des gedörrten und getrotteten Obstes, ist so klar, und dasselbe ist so sehr ein Hauptbestandtheil unserer Nahrung geworden, daß es eines Obstfehlsjahres nicht bedarf, um es zu beweisen.

Zwar gibt es Pflanzungen, die sich mit dem Schatten des Obstbaumes nicht wohl vertragen, aber etwas wächst doch immer unter demselben, und einzelne Pflanzungen befinden sich da gerade am besten. Daß Bäume dem Grasboden nicht schaden, ist bekannt, denn wenn auch das im Schatten gewachsene Gras nicht so kräftig ist, als das in der Sonne stehende, so wird es um so größer und üppiger.

Wie klein ist doch das Plätzchen, das der Baum am Boden wegnimmt, und wie groß dagegen der Nutzen, den er bringt! Was willst du auf dem Raume, den er beschattet, pflanzen, aus dem du so viel gewinnst, als aus dem Ertrag eines Baumes? Und wie gering ist die Mühe und Arbeit, die seine Pflege erfordert, wie gibt er gleichsam umsonst und freiwillig seine reichliche Erndte! Freilich ist aber dabei besonders von Wichtigkeit, daß statt der gewöhnlichen schlechten Obstsorten, gute, edle Arten gepflanzt werden, denn die Veredlung der Bäume ist eine so einfache Sache, und bezahlt sich sowohl für den eigenen Gebrauch, als für den Verkauf so reichlich, daß jeder vernünftige Landwirth darauf seine ganze Aufmerksamkeit richten sollte. Für den eigenen Gebrauch, sei es zum Frischessen,

sei es zum Gedörrtischen, sei es zum Trotten, ist ein so himmelweiter Unterschied, daß es kein Feinschmelkermaul zu sein braucht, um es zu merken. Für den Verkauf ist eben der Unterschied der, daß man für einen Sester Edelobst doppelt und dreimal so viel löst, als für gemeines, und daß auch außerdem besonders edle Birnsorten sich viel länger halten, als die gewöhnlichen Arten, und schon das Obst, das durch Faulen und Teigwerden zu Grunde geht, macht jährlich ein ganz erklecklich Stücklein Geld aus.

Besonders aber sind es die öffentlichen Straßen, die Neben- und Feldwege, auf welche der Kalendermann immer mit tiefer Wehmuth sieht, nicht allein, wenn er im brennenden Sonnenschein ohne Schatten stundenlang dahinziehen muß, sondern vornehmlich wenn er bedenkt, wie manches schöne Sümmdchen dadurch für den Einzelnen und für ganze Gemeinden gewonnen werden könnte, wenn man diese Wege überall mit guten Bäumen anpflanzte. Der Bote kennt Gemeinden, und insbesondere eine solche nahe bei Lahr, die haben das schon früher erkannt, und alljährlich versteigern sie den Obstertrag an ihrer Landstraße und lösen daraus 500 bis 600 Gulden, und 600 Gulden sind bei den jetzigen geldarmen Zeiten und bei den vielen Lasten, die auf den Gemeindsassen liegen, wahrlich auch kein Rasenwasser.

Nehmen wir an, und wir werden damit nicht stark über die Schnur hauen, es habe eine Gemeinde durchschnittlich zwei Stunden Gemeinewege. Setzt sie nun nur alle dreißig Fuß längs derselben einen Baum, so macht das auf 2 Stunden Weges 1900, sage Neunzehnhundert Bäume. Rechnen wir den Ertrag eines Baumes im Durchschnitt zu 1 fl. 30 kr., und das ist nicht zu hoch angeschlagen, so gibt es eine Summe von nahe an 3000 Gulden. Und gib's auch nur 2000, so ist doch zweitausend zweitausendmal besser als nichts, und mancher armen Gemeinde wäre damit aufgeholfen. Immer gibt es noch Gegenden, in denen das Obst nicht gedeiht, immer wird es Jahre geben, in welchen es da oder dort im Lande fehlt, und so wird der Absatz vorhanden sein, und wenn auch einmal der Preis fällt, nun so hat es immer arme Leute in den Gemeinden genug, denen auch das zu gut kommt.

Wenn der Kalendermann zu befehlen hätte, würde er jedem Bürgermeister zur Pflicht machen, jedes Jahr während seiner Amtsgewalt einige hundert Bäume an die Straßen zu setzen, bis alle damit bepflanzt wären, nun er aber nicht zu befehlen hat, so muß er's beim guten Rath bewenden lassen, und eben geduldig warten, bis die Leute es von selber thun. Bedenkt man aber reist er auch diesmal wieder im Landlein auf und ab, und wo er eine solche einsichtsvolle Gemeinde antrifft, die soll in den Kalender kommen, aber nicht zu Spott und Schimpf, sondern zu Lob und Ehr.

Die deutsche Landwirthschaft.

(Mit zwei Abbildungen.)

Wenn du, lieber Leser, den baulichen Zustand unseres deutschen Vaterlandes von heute mit demjenigen früherer Zeiten vergleichst, wenn du Land und Feld von jetzt mit dem von ehemals zusammenstellst, so wirst du einen großen Unterschied und ein gewaltig Stück Arbeit deutschen Fleißes finden.

Krieg, Jagd, Fischerei und herumziehendes Hirtenleben waren die Hauptbeschäftigungen unserer Väter; mächtige, undurchdringliche Wälder, tiefe Moräste und Sümpfe deckten weit und breit die deutsche Erde; Hirsche, Rehe, Eber, Steinböcke, Wölfe, Auerochsen, Elenuthiere, Rennthiere bevölkerten die Wälder; Geier und Adler kreisten in den Lüften; spärlich zerstreut standen die elenden, rohen Hütten der Bewohner, von Holz- und Lehmwänden, halb über halb unter der Erde, ohne andere Oeffnung als eine Thüre und ein Windloch für das Licht und den abziehenden Rauch, und rings um dieselbe eine Umzäunung, Hofrede genannt. Was die Erde wild wachsend ihnen darbot, was für des Jägers Pfeil erreichbar war, bildete ihre Speise, Honig von wilden Bienen und Wasser, durch Gährung herauschend gemacht, ihr Getränk. Der freie Mann rührte nicht Pflug noch Egge, nicht Karst noch Spaten an. Sklaven, im Kriege zu Gefangenen gemacht, erhielten von ihm ein Stück Land, und mußten dafür Arbeit, Feldfrüchte und Jagdbeute liefern, die Frauen und Kinder daheim mußten Speise und Trank bereiten, spinnen und weben, und daneben waren im Hause des Deutschen noch besondere Diener, Gasindi genannt, woher der heutige Name Gesinde kommt.

Bald lernte der Jäger wilde Thiere bändigen und zu Hausthieren zähmen. Frühe schon findet sich unter ihnen die Zucht der Schweine, welche bei der Menge von Eichen und Buchen in den Wäldern reiche Nahrung fanden, und für den Deutschen nicht nur eine Lieblingspeise, sondern auch ein Gegenstand des Handels mit Nachbarstämmen wurden. Daher kommen auch die vielen Namen, welche unsere älteste Sprache für dieses Thier hat, wie Eber, Sau, Schwein, Bork, Hauer, Bache, Läufer, Ferkel, Frischling.

Die Kühe der wilden Auerochsen wurden gezähmt, die Schafe, die man aber noch nicht zu scheeren verstand, wegen ihres Fleisches und ihres wolligen Pelzes in Heerden gehalten, die Pferde, Oes, Horja genannt, besonders sorglich gepflegt, weil sie als Schlachtrosse dienten, und ihre Milch und ihr Fleisch unsern Vätern eine willkommene Speise gaben. Doch hatten nur die Mutterpferde, Mähren, ihre Ställe, Markställe. Gänse wurden früher in großer Anzahl gehalten, und selbst heerdenweise nach Italien getrieben. Der Krametsvogel

Hint. Bote 1853.

war ihr Geflügel, Rheinsalmen, Haufen und Lachse ihre Fischspeise.

Daß der Ackerbau unter solchen Umständen noch in der Kindheit war, ist begreiflich. Waldbrände waren das Mittel zur Düngung, und bei dem Ueberfluß an Land blieb das einmal bebaute Feld mehrere Jahre darauf brach liegen. Winterfrüchte wurden keine gepflanzt, weil sie im nassen und kalten Boden erfroren.

Schon kannten sie Rüben und Rettige, so wie auch Aepfel, freilich keine von den feinsten Sorten.

Von Getraide war das erste wahrscheinlich der Hafer und der Roggen, welcher mit Sichel geschnitten, in Garben gebunden, in Erdböhlen aufbewahrt, von Menschen und Thieren ausgegetrennt wurde.

Das Korn wurde zwischen zwei breiten Steinen zermalmt, und davon breite Kuchen in heißer Asche geröstet. Die Brode hießen damals schon Laibe, Labspeise von laben, wonach wir auch jetzt unsern Lebkuchen benennen, welche also eigentlich Labkuchen heißen sollten.

Noch geschah sehr wenig für eigentlichen Wiesenbau, indem hauptsächlich nur Waldbäume und sonst wildliegendes Feld dazu benutzt wurde.

Je mehr aber nun die Deutschen mit andern Völkern in Berührung kamen, je mehr die Bevölkerung zunahm, desto mehr mußte für den Feldbau geschehen.

Allmählig wurde mehr Waldboden urbar gemacht, die bisher zerstreut liegenden Wohnungen häuften sich, ihrer je hundert bildeten zusammen eine Gemarkung, Gemeinde. Die Felder wurden loosweise getheilt, nach Tagewerk, Morgen und so weiter eingetheilt, und der Eigenthümer suchte mehr zu bauen, als er gerade zu seines Leibes Nothdurft und Nahrung nöthig hatte. Man machte Feldgrenzen mit Erdwällen, Rainen, Marksteinen, Bäumen, und schwere Strafe war dem Verlezer derselben angedroht.

Noch waren die Waldungen Gemeindegut. Die Angrenzer schlugen davon zu ihrem Gute, weil aber daraus öfter Grenzstreitigkeiten entstanden, mußte jedes neu angelegte Feld mit 3, 6 und 12 Zeugen und eben so vielen Knaben umgangen werden, deren Jeder am Ende der Wanderung von den ältern Zeugen eine tüchtige Ohrfeige bekam, damit auch später die Feldgrenzen ihm unvergeßlich bleiben sollten.

Das frühere Verhältniß zwischen Grundbesitzer und Dienstknechten gewann besonders durch die Einwanderung fremder, namentlich niederländischer, Ackerbauer und durch die Klöster eine etwas andere Gestalt. Neben ganz Leibeigenen, die für sich gar nichts erwerben konnten, gab es bald auch Halbfreie, welche nebenbei selbst Eigenthum erwerben und vererben durften, und welche in einem gewis-

6



fen Vertragsverhältniß zu dem Grundeigner standen. Daraus entstand natürlich eine allmähliche Verbesserung des Landbaues.

In Folge des gesteigerten Ertrages der Felder, mußten neben den Wohngebäuden Getreidespeicher, Keller, Ställe, Scheunen gebaut werden, die Häuser erhielten Schindeldächer, statt der bisherigen Rohr- oder Strohhedachung. Der Pflug bekommt ein Sech statt des einfachen Eisens, Sensen zum Grasmähen, Spitzhauen, Schaufeln werden allgemein.

Auf besondern Gemeineweiden grasen Kühe mit Schellen, wühlen Schweine mit Klingeln, alle schon mit einem Zeichen des Eigenthümers eingebrennt.

Dies Alles finden wir schon 800 Jahre nach Christi Geburt.

Um diese Zeit aber regierte über Deutschland und Frankreich Kaiser Karl der Große, und, wie in allen andern Stücken, so war dieser große Mann auch hierin ein Muster seines Volkes. Er selbst verwaltete neben den Geschäften seines großen Reiches auch die Geschäfte von Haus und Hof, er selbst fütterte und versorgte das zahlreiche Volk seines Geflügelhofes eben so sorgfältig und treu, wie er die Völker seines Reiches versorgte. Er selbst gab seinen Unterthanen nicht nur gute Lehren über die Landwirthschaft, sondern war selbst in der Bewirthschaftung seiner Güter ein guter, einsichtsvoller Haushalter, also daß der erste Bauer seines Landes sich nicht zu schämen brauchte, auch hierin bei ihm in die Schule zu gehen.

Die tausendjährigen Eichen der Wälder fielen mehr und mehr unter den Streichen der Art, der segnerbringende Fruchthalb machte seine friedlichen Eroberungen, der Menschen Häuser wurden wohnlicher und bequemer, Küchen und Backhäuser entstanden auf den Bauernhöfen, des Düngers befruchtende Kraft wurde sorgfältig benutzt, der Boden baulicher und erträglicher.

Die Winterfaat wurde eingeführt, neben den bisherigen Feldfrüchten auch Linsen, Erbsen, Hirse gepflanzt, Ochsen und Kühe, weniger die für den Krieg bestimmten Pferde zum Aclern verwendet, und selbst das Entwässern der sumpfigen Felder und Wiesen in Anwendung gebracht.

Aber wenn auf der einen Seite die freie Thätigkeit des Bauers mehr und mehr Boden gewann, wenn es nun, was früher nicht der Fall war, auch Bauerngüter mit Hof und Weinutzung gab, so wurde auf der anderen Seite das Verhältniß der Leibeigenen und Zinspflichtigen härter. Zwar standen die Klöster, welche im Besitze großer Güter waren, ihren Unterthanen gegenüber in weniger strengem Verhältniß. Sie und zum Theil auch die großen Grundbesitzer traten zu vielen der Bauern in ein Pachtverhältniß auf 1, 3, 5, 6, 10, 20 Jahre,

ja auf Lebenszeit, und daraus bildete sich später die Erbpacht; — aus freiwilligen Geschenken an die Klöster entstand zuerst die Pflicht, die Erstlinge an Vieh und Früchten, und später den zehnten Theil an dieselben abzugeben, — so daß die Unterscheidung von trockenem und Blutzehnten, von großem und kleinem Zehnten schon in frühe Zeit fällt. Aber neben diesem milderen Bande bestand und entwickelte sich immer drückender die Leibeigenschaft. Heirathsverbot, Hochzeitzins, Besthaupt, Gewandfall, waren Hauptrechte der Herren, welche darin bestanden, daß der Leibeigene nur auf besondere Erlaubniß des Herrn heirathen durfte, ihm besonders Eier und Hühner als Hochzeitzins abgeben mußte, und daß beim Todesfall des Leibeigenen dessen bestes Stück Vieh und bestes Gewand dem Grundherrn gehörte.

Doch ging neben dem die Ausbildung des Bodenbaues ihren geblühlichen Gang. Größere Güter standen unter besondern Verwaltern, welche man Vogt, später seit 1200 Schulte, Schultheiß, Schulze nannte, und welche eine Art richterlicher Gewalt über die Arbeiter ausübten, woraus dann einestheils Gemeindevorstände, andertheils Amtleute wurden. Die größern Gutsbesitzer kauften sich Nebengüter, auf dem Hauptgut war der Seßhof, Sodhof, Sattelhof, der wohl auch mit Mauer und Graben umgeben war und so zum Theil entstanden Schlösser und Burgen.

Man hatte in Folge der abnehmenden Waldwaide auf den nicht gerade angebauten Feldern die sogenannte Koppelwuthung, wonach die Bauern gegenseitig auf ihren brachliegenden Feldern ihr Vieh zur Weide trieben, man machte sehr viel Käse, aber wenig Butter, weil man Ueberfluß an Eiern und Honig hatte, und führte die sogenannte Dreifelderwirthschaft, Sommerung, Winterung und Brache ein.

So kommen wir nach und nach in die Zeit der Reformation.

Damals wurde besonders das Jagdrecht der Herren, wodurch bei überhandnehmendem Wildstande der Bauer seiner Erndte nicht sicher war, die Jagdsfrohnben, welche ihn seiner eigenen Arbeit entzogen, und das Verbot, selbst Streu im Walde zu holen, so wie manche andere gegründete und ungründete Klage die Veranlassung zum schrecklichen Bauernkriege, welcher um das Jahr 1520 Deutschland und insbesondere auch unser engeres Vaterland verheerte, und welcher mit schrecklicher Bestrafung der empörten Bauern endigte.

Auf die Bauernkriege folgten fortwährend bewegte Zeiten. Die Geister waren im Kampfe um die höchsten Güter, und hatten kaum Zeit und Lust mit andern leiblichen Dingen sich viel abzugeben. Und als erst die langen und blutigen Tage und Jahre des dreißigjährigen Krieges über unser ar-

mes Deutschland hereinbrachen, und fremde und einheimische Heere die Kreuz und Duere durch das Land zogen, und der blutige Krieg viel Tausende fleißiger Hände vom Pfluge riß, und Krankheiten und Seuchen und Feuerflammen Haus und Hof, Dörfer und Städte verödeten und in Asche legten, und des Schlachtrosses Hufe die ärmliche Saat in den Boden traten, da waren freilich für den Landbau keine blühenden Tage, und er bedurfte längere Zeit, um sich wieder von solcher Zerstörung zu erheben.

Die drückendsten Fesseln der Leibeigenschaft waren aber nach und nach abgefallen, aufgeklärte Regierungen gingen durch eigenes Beispiel ermunternd und belehrend voran, und besonders zeigte der Kurfürst August von Sachsen, wie gedeihlicher Landbau und gehörige Viehzucht unzertrennlich seien, denn er hatte auf seinen wohlbestellten Gütern nicht weniger als 72,000 Schafe, 9000 fette Rinder, 9000 fette und 27,000 magere Schweine, 9000 Rälber, 135,000 Hühner, 3000 Gänse. Zugleich fällt in die Zeit während des dreißigjährigen Krieges und nach demselben die allmähliche Verbreitung der Kartoffel, welche 1584 zuerst aus Amerika nach Europa kam, und des Kartoffelbaues, worüber wir vielleicht weitern Bericht geben werden. Es wurde von nun an mehr Sorgfalt auf den Bau der Futterkräuter, der Wiesen, der Obstbäume verwendet, wie denn nach einer Verordnung jener Zeit jedes junge Ehepaar beim Eintritt in die Ehe zwei Obstbäume pflanzen mußte.

Mit der steigenden Bildung der Zeit verbreitete sich auch immer mehr eine verständige und umsichtige Landwirtschaft, und manche zweckmäßige Erfindungen und Verbesserungen haben bis in die neueste Zeit zur Hebung derselben beigetragen. Der Bauernstand ist jetzt ein geachteter, ehrbarer Stand im Volke, und bildet mit dem Lehrstand und Wehrstand als Nährstand das unzertrennliche Kleeblatt, auf dessen Zusammenhalt und Zusammenwirken das Wohl der Völker gegründet ist.

Noch aber will ich zum Schlusse dem Leser zwei Bilder aus der Geschichte des Ackerbaues vorführen, die deutlich zeigen, welche gewaltige Veränderung besonders auch in der Meinung der Großen und Hohen auf Erden über den Bauernstand im Laufe der Zeit stattgefunden hat.

Auf dem ersten Bilde, welches uns in das Jahr 1161 versetzt, sehen wir den Landgrafen Ludwig von Thüringen und Hessen, welcher vom Jahr 1140 — 1179 regierte. Er war ein guter freundlicher Herr, aber bei ihm hieß es nicht, „wie der Herr, so der Diener,“ sondern seine Junker und Edeln waren ein trotzig aufgeblasen Volk, und achteten den armen Unterthanen nicht als Ihresgleichen.

Ihrem Herrn, dem Landgrafen aber, wußten die Herrn gar fein und süß zu schmeicheln und zeig-

ten deutlich das leider oft nur allzuwahre Wort: Je höflicher nach oben, desto größer nach unten. Sie wußten die Gunst des Kurfürsten in dem Maße zu gewinnen, daß er nur bei ihnen sich wohl und behaglich fühlte, und in ihrer Gesellschaft in Saus und Braus, bei Gelagen, Becherklang und Jagdzügen seines Regimentes und seines hart gedrückten Volkes vergaß, denn unterdessen quälten und bedrückten die Abeligen und Bögte die Unterthanen auf alle mögliche Weise mit Steuern und harten Frohnden, ja selbst an den Pflug spannten sie die armen Leute, ohne selbst des schwachen Weibes zu schonen.

All das blieb aber natürlich dem Kurfürsten vorbehalten.

Auf einem seiner Jagdzüge verfolgte er einst ein aufgetriebenes Wild, verlor sein Gefolge und verirte sich im Dickicht des Waldes. In dunkler Nacht bemerkte er endlich in der Ferne ein schimmerndes Licht, und gelangte durch Dorn und Strauch, sein Roß an der Hand führend, zu einer einsamen Schmiede im Walde. Die ruhigen Gesellen, die noch hämmern vor dem Ambos standen, betrachteten neugierig den ritterlichen Fremdling, und auf die barsche Frage des Meisters, wer er sei, erwiderte dieser, ein verirrer Jäger des Landgrafen bitte um Obdach und Herberge für sich und sein Roß. „Pfui des Landgrafen,“ gibt der Meister darauf zur Antwort, „wer den nennt, sollte immer einen Stoßfeufzer hinzufügen ob der Noth, die Gott durch ihn über das Land bringt.“

Wie ein Donnerschlag trafen den Landgrafen diese Worte, doch er schwieg. „Dich will ich beherbergen,“ fährt der Schmied fort, „aber nicht um deines Herrn willen! Dort im Schuppen findest du Lager und Raum für dich und dein Roß, aber weiter habe ich nichts. Unser Abendbrod ist verzehrt, und unsere Herren, die der Landgraf schalten und walten läßt nach Belieben, lassen uns nicht über die Nothdurft, die ich, von Frohnden ermüdet, mit nächtlicher Arbeit verdienen muß.“

Nach einem treuherzigen „Gute Nacht!“ des Meisters begab sich der Landgraf zur Ruhe, aber er konnte kein Auge schließen. Die Hammerschläge der Schmiede, und besonders die vernommenen Worte verschreckten ihm den Schlaf.

Unterdessen hörte er den Meister erzählen, wie das arme Volk gedrückt sei von Edelleuten und Bögten, wie alle Klage ungehört bliebe, wie die Ritter selbst des Landgrafen hinterrücks spotteten, und ihn „Landgraf Metz“ nannten, der nach ihrer Pfeife tanzen müsse.

Am Morgen kam mit freundlichem „Guten Morgen, lieber Jägersmann!“ der Meister an die Schwelle des Schuppens. „Kommt,“ sagte er zu ihm, „laßt euch die nächtliche Störung nicht ver-



J. B. FLECKEL sculp.

brießen, ihr wißt, wie sehr Arbeit uns Noth thut. Nehmt mit unserm Morgenimbiß verließ, wollen uns einrichten, daß er für Alle reicht. Ein Schelm gibt mehr als er hat!“

Schweigend erhob sich der Landgraf, setzte sich zum bescheidenen Mahle, nahm ein Stück schwarzes Brod und harten Käse, einen frischen Trunk von der nahen Quelle, und ritt, auf den richtigen Weg gewiesen, nach einem dankbaren Händedruck still und sinnend seiner fürstlichen Wohnung auf der Wartburg zu.

Als hier die edlen Herren, die ihn vergeblich im Walde gesucht, sich allmählig wieder bei ihm versammelt hatten, that er ihnen Vorhalt von dem was der Schmied von Ruhla ihm gesagt, fuhr sie hart an, daß sie ihm des Volkes Noth nicht allein verborgen, sondern hinter seinem Rücken selbst noch vergrößert hätten, „und so ihr,“ fuhr er zürnend fort, „so ihr nicht ablasset von solchem Wesen, will ich euch zeigen, daß ich hart geworden bin, wie das Eisen, das der Schmied von Ruhla auf dem Ambos hämmerte.“ Deß achteten die Junker und Bögte nicht, sondern fuhr fort mit schmälicher Bedrückung des armen Volkes. Selbst offenem, ernstlichem Gebote des Landgrafen widersetzten sich etliche mit Gewalt, und einigten sich zu einem Bunde wider denselben. Da entbot er zu sich den Schmied von Ruhla, und ließ sich von ihm einen eisernen Panzer fertigen, zum Zeichen, daß er streite für sein treues, unterdrücktes Volk, und daß er von nun an mit eiserner Strenge seines fürstlichen Amtes walten wolle gegen die Frevler.

Bei Naumburg in Sachsen trafen die Streitschaaren aufeinander. Aber die Treue des landgräflichen Volkes, in dessen Reihen auch der wackere Schmied von Ruhla mit seinen Gefellen kämpfte, erwies sich so fest und hart als das gute Eisen seines Panzers und seines Schwertes, und der Landgraf führte die Ritter gefangen heim auf die Wartburg. Hier sprach er ihnen das Urtheil, und ob er sie wohl hätte an Gut und Leben strafen können für ihre Untreue, so wollte er's nicht thun, und ließ seine angeborne Güte auch hier wieder durch den eisernen Panzer bringen. Er ließ sie aber hinausführen auf einen Acker, und da je zwei der treubruchigen Junker vor einen Pflug spannen, (siehe vorliegende Abbildung,) wie sie selbst seinem Volke gethan hatten; nach jeder Furche mußten zwei andere ablösen und so fort, bis der ganze Acker gepflügt war. Der Acker selbst aber erhielt zum ewigen Andenken den Namen Edelacker, und war gezeichnet mit großen Steinen zum warnenden Exempel für Jedermann. Die bestrafte Ritter mußten ihm auf's Neue Gehorsam und Treue schwören, und sie hatten, wie es scheint, an der ersten Lehre genug, denn der Landgraf regierte von da an noch 18 Jahre mit Ruhe in seinem Lande, und war wieder der gütige und freundliche Herr wie zuvor, besonders wenn er zuweilen seinen alten Bekannten den Schmied von Ruhla besuchte; das Heft aber gab er fortan nicht mehr aus der Hand, und nicht zum Schaden seines treuen Volkes.

Das andere Bild liegt uns und unserer Zeit näher. Es zeigt uns den deutschen Kaiser Joseph



10. SEGEL.

den Zweiten, einen Mann, der mit einem hellen aufgeklärten Geiste ein edles allem Guten zugängliches Gemüth verband, der aber in seinem Streben sein Volk zu beglücken, und wahrhaft Gutes und Großes in's Leben zu führen, seiner Zeit weit voraus eilte, und darum von derselben großentheils nicht verstanden und mißachtet wurde. Männer wie der große König Friedrich von Preußen verstanden ihn freilich, wie dies aus den Worten Friedrichs über ihn sich zeigte. Er sagt nemlich von Joseph: Erzogen in der Pracht, hat er doch einfache Sitten angenommen, unter Schmeicheleien groß geworden, ist er doch bescheiden; entflammt von Ruhmbegierde, opfert er dennoch seinen Ehrgeiz der Pflicht. Nicht durch eine fremde Brille, sondern mit eigenen Augen wollte er überall sehen und prüfen, nicht immer in dem blendenden Gepränge eines glänzenden Gefolges, sondern in schlichter Einfachheit, in kleiner Begleitung seiner Vertrautesten, oder ganz allein trat er in die Kreise seines Volkes, über die Schwelle des geringsten Unterthanen, und vernahm da oft mehr Wahrheit und mehr Befriedigung für sein Herz, als in der prunkvollen Umgebung seines schimmernden Hofstaates.

Auf einer solchen Reise zu seinem Volke sehen wir ihn in dem obenstehenden Bilde. Es war in Währen am 19. August 1769, also vier Tage nach der Geburt Napoleons, denn dieser war am 15. geboren. Der Kaiser läßt auf der Straße seinen Wagen halten, sieht auf dem Felde einen Bauer hinterm Pfluge, tritt zu demselben mit freundlichen Worten, nimmt ihm den Pflug aus der Hand, und

versucht mit fester Hand eine ziemliche Strecke sich an der Arbeit.

Staunend steht der Landmann hinter dem hohen Herrn, staunend empfängt er das Geschenk, das derselbe ihm beim Abschied in die Hand drückt, aber die Liebe für den guten Kaiser, der überall treue Pflichterfüllung zu ermuntern, überall nützliche Thätigkeit zu schätzen, der auch dem Bauer zu zeigen weiß, wie hoch er dessen Bedeutung für das allgemeine Wohl anschlägt, die Liebe zu diesem Kaiser schlägt tiefe Wurzel in des Volkes Herzen, und als der treue Fürst am gebrochenen Herzen zu frühe dahinging zu seinen Vätern, waren die Klagen und Thränen in den Augen von Tausenden eine schönere Trauermusik, und ein feierlicheres Grabgeleite für ihn, als Trommelnwirbel und Trompetenschall, als feierlich Glockenläuten von einem Ende seines weiten Reiches bis zum andern. Zwar wurde auf der Stätte, wo dieses geschehen, zuerst ein Denkmal von Stein, und nachher durch die Stände des Landes ein solches von Gußeisen errichtet, und der Pflug, den des treuen Kaisers Hand geführt, wurde als Ehrendenkmal im Landtagssaale aufgestellt, aber das Denkmal, das ein edler Fürst in seines Volkes Herzen und in dem Andenken einer dankbar bewundernden Nachwelt sich gestiftet, wird steinerne und eiserne Denkmale überdauern, denn es dauert fort, so lange es noch Herzen gibt, die das Gute zu erkennen, das Große und Edle zu schätzen und zu verehren wissen.

Streit-
es land-
er modere
kämpfte,
sien je-
er Land-
te Wart-
nd ob er
men für
und ließ
urch den
himans-
er treu-
gebe-
seinen
müßigen
ge Acker
elt zum
und war
nenden
Mitter
schw-
erthen
von der
de, und
wie zu-
en Be-
st Best-
e, und
e Zeit
Joseph

Von dem Diamant.

Die Leser des hink. Voten wissen auch von Edelsteinen, von falschen und von ächten. Manche stolze Jungfer aber trägt einen weißen, grünen, blauen oder rothen Edelstein im Fingerringknopf, und läßt ihn funkeln und glitzern im Sonnenstrahl, und bildet sich ein, es sei ein ächter Saphir, Rubin, Smaragd oder gar Diamant, und wenn sie's dem Kenner zeigt, so ist's am Ende nur ein gefärbtes Stücklein Glas, oder ein heller Rheinkiesel, und das Jüngferlein ist angeschmiert worden. Doch was thut's, wenn sie's nicht weiß! Jedenfalls hat es mit dem falschen Edelsteinschmuck am Finger nicht so viel auf sich, als mit dem falschen Schmuck des Herzens, mit dem beide Theile angeführt sind, der Käufer mit sammt dem Verkäufer.

Einen ächten Edelstein, etwa einen Diamanten zu kaufen, braucht's aber auch mehr als ein paar Sechsbäzner, mehr als eine Aussteuer, ja mehr als ein Bauerngut, und wenn es das größte Hofgut vom Schwarzwald wäre, besonders in unsern Zeiten.

Es gibt Diamanten, welche Fürstenthümer und Königreiche werth sind, obwohl der hink. Vote und sicherlich auch die meisten seiner Leser lieber ein Königreich nähmen, und wenn es nur das Königreich Nichtenstein-Babuz wäre, anstatt eines solchen toten Steines, den er etwa in eine Schublade legen müßte, und alle Tage einmal betrachten könnte. Es geht aber mit den Edelsteinen, wie mit andern Dingen, und sogar mit den Menschen in der Welt, wenn sie auch an und für sich keinen Schuß Pulver werth sind, sie gelten's eben.

So kennt der hink. Vote einen Diamanten, d. h. nicht vom Sehen, aber doch vom Hören und Lesen, der stammt aus dem Morgenlande, aus Indien, aus der Landschaft Golkonda, und heißt „Berg des Lichtes.“ Im Jahr 1550 wurde dieser seltene Stein dort gefunden. Ursprünglich einem Könige von Golkonda gehörig, wurde er diesem von einem mongolischen Kaiser Namens Schah-Jehan abgenommen. Im Besitze der Nachkommen dieses Kaisers, auch Mogul genannt, bei denen ein französischer Reisender ihn sehen und in die Hand nehmen durfte, diente der Edelstein bald als Zierde des Kaisers selbst, bald als Schmuck seines Thrones, und wurde 1793 eine Beute der persischen Könige. Von da aus kam er wieder nach Indien aus der Hand eines Herrschers in die des Andern, bis ihn zuletzt vor etwa 50 Jahren die Engländer in ihre Gewalt bekamen. Wenn ihn einmal der hink. Vote bekommt, soll jeder Leser des hink. Voten auch sein Theil daran haben. Dieser Diamant wog ursprünglich etwas zu 13 Loth nach unserm Gewicht, wurde aber beim Schleifen, denn alle Edelsteine müssen geschliffen werden, so verborben, daß er jetzt nur noch etwa 4½ Loth wiegt, und von der Größe und Gestalt des spitzen Endes eines Hühnereies ist. Und dennoch beträgt sein Werth

etwa 2 Millionen Pfund Sterling, d. h. 24 Millionen Gulden nach unserm Gelde.

Ein anderer wurde im Jahre 1717 durch den Regenten von Frankreich für 15 Millionen Gulden gekauft, im Zepher des Kaisers von Rußland befindet sich einer im Werth von etwa 20 Millionen.

Nicht wahr, liebes Jüngferlein, wenn du solch ein Kleinod am Finger hättest, da könntest du wohl auch alle zehn Finger ausstrecken und du hättest gleich an Jedem einen Freier hängen! Aber das braucht's auch nicht, halte du nur scharf auf das viel höhere Kleinod frommer Zucht und lauterer Sitte, das können dir keine Großmogul und keine Engländer stehlen, und du bist mehr werth, als wenn du voll Gold und Edelsteinen hingest von Kopf bis zu Fuß, und an einem braven Manne kann dir's dann auch nicht fehlen. Wir wollen sehen, ob am nächsten Neujahr nicht Manche die Prophezeiung des hink. Voten an sich erfahren hat, und ihm von Herzensgrunde Recht gibt.

Merke: Es ist zwar auch gut, daß es solche Edelsteinarren gibt in der Welt, die ihr Geld dadurch aus der Kasse bringen, und unter die Leute, daß es nicht rostig und schimmelig wird; aber Zufriedenheit ist doch besser als Geld und Gut, und der größte Narr in der Welt ist immer der, der begehrlig ist nach dem, was er nicht haben kann.

Uebersicht der Weltbegebenheiten.

Amerika. In einem längern Artikel des diesjährigen Kalenders haben wir über Amerika berichtet, und können daher am Ende des Jahres nicht viel Neues mehr hinzusetzen. Durch die Ansiedlung vieler politischer Flüchtlinge möchte sich dort die Ansicht geltend machen, daß es Pflicht der amerikanischen Freistaaten sei, mit Waffengewalt in unsere europäische Handel sich zu mischen, und auch hier für die Begründung der amerikanischen Staatsverfassung thätig einzuschreiten. Ob dies freilich mit dem bestehenden Völkerrechte besteht, ob es überhaupt zum Heil von Amerika und selbst von Europa ausfallen würde, darnach fragen Viele, die dafür wirken, sehr wenig. Unterdessen ziehen Tausende und aber Tausende neuer und alter Amerikaner über die Felsengebirge in das Goldland Kalifornien, suchen dort einen neuen goldenen Glücksstern, und finden die Einen vielleicht Schätze, die Andern durch Mühsal, Arbeit und Himmelsstrich oder unter der Hand des tückischen Indianers den Tod.

Auch in einem andern Theile der neuen Welt, in Australien, auf der großen Insel Neuholland, welche fast so groß als Europa ist, und an den Küsten wenigstens, den Engländern gehört, sind in den letzten Jahren reiche Goldlager entdeckt worden, welche eine Menge von Goldsuchern anlocken, deren Arbeit aber wenigstens eben so gefährlich und mühevoll ist, als die der kalifornischen Goldjäger.

Doch kehren wir zurück in unser altes Europa. —